

Digitaliseret af | Digitised by



Forfatter(e) | Author(s):

Wied, Gustav.; von Gustav Wied ; Autorisierte
Übersetzung von Ida Anders.

Titel | Title:

Lustige Geschichten

Udgivet år og sted | Publication time and place: Berlin ; Stuttgart ; Leipzig : Axel Juncker,

[1907]

Fysiske størrelse | Physical extent:

175 s.

DK

Værket kan være ophavsretligt beskyttet, og så må du kun bruge PDF-filen til personlig brug. Hvis ophavsmanden er død for mere end 70 år siden, er værket fri af ophavsret (public domain), og så kan du bruge værket frit. Hvis der er flere ophavsmænd, gælder den længstlevendes dødsår. Husk altid at kreditere ophavsmanden.

UK

The work may be copyrighted in which case the PDF file may only be used for personal use. If the author died more than 70 years ago, the work becomes public domain and can then be freely used. If there are several authors, the year of death of the longest living person applies. Always remember to credit the author



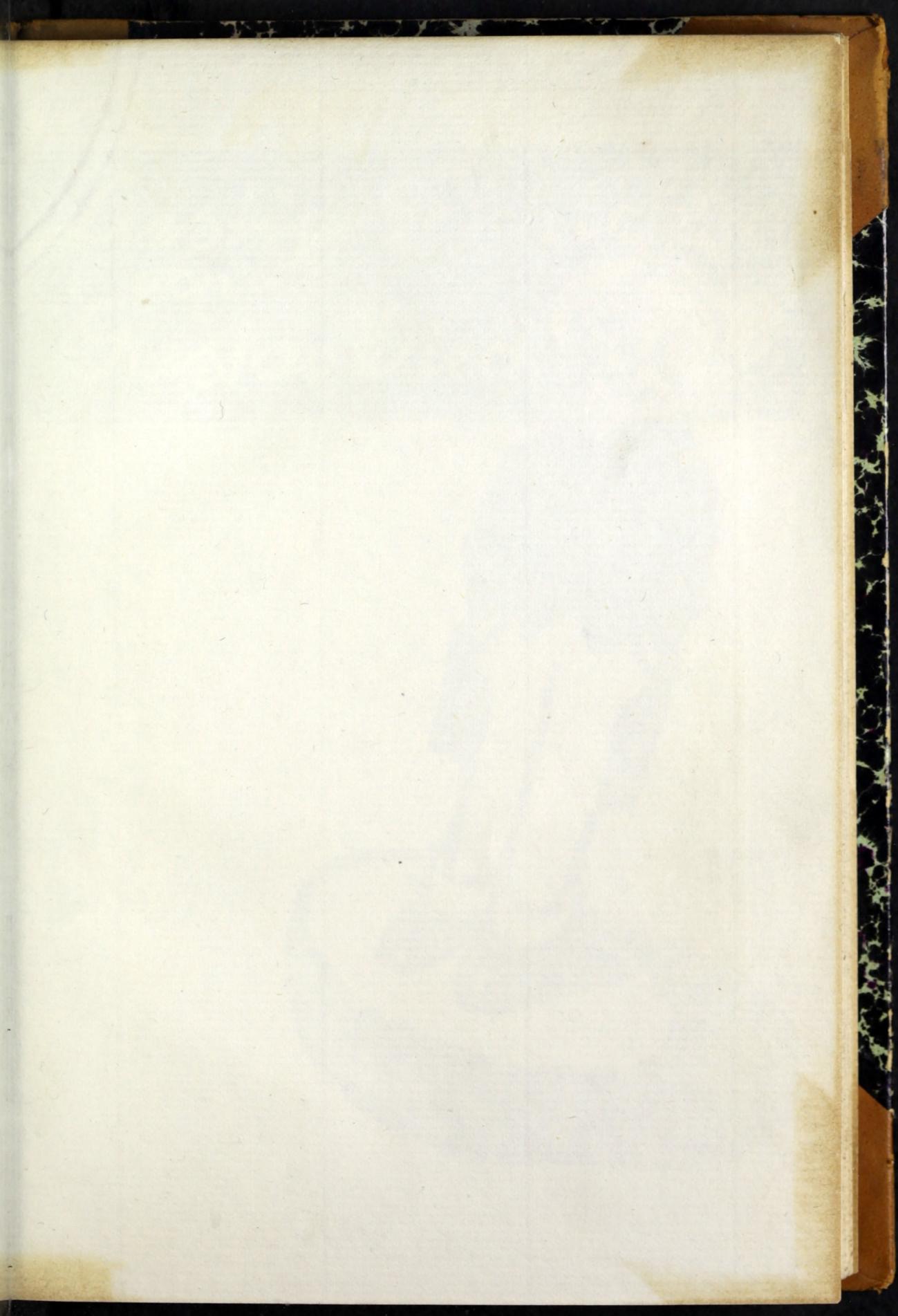
57,- 303.

DET KONGELIGE BIBLIOTEK



130020840103





Lustige Geschichten
von
Gustav Dieder



107. b. 2231

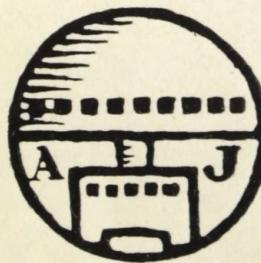
Coll
x 170

Lustige Geschichten

von

Gustav Wied

Autorisierte Übersetzung von Ida Anders



Axel Juncker Verlag
Berlin Stuttgart Leipzig

1600. 1601. 1602. 1603. 1604.

1605. 1606. 1607. 1608. 1609.

1610. 1611. 1612. 1613. 1614.



O Du fröhliche, o Du selige ...

Heiligabend waren wir „zum Baum“ bei Larsens gewesen. Das war übrigens ursprünglich gar nicht ausgemacht. Wir wollten eigentlich unsere Gans in Einsamkeit verzehren und einen L'hombre zu dreien spielen mit Grog und Havannazigarren; und ich hatte die wahnsinnige Hoffnung gefasst, möglicherweise auf diesem Wege die achtzig Kronen beschaffen zu können, die ich am 1. Januarpunkt 12 Uhr bezahlen sollte.

Aber dann hatte man vormittags von der Familie oben heruntergeschickt, ob wir nicht Lust hätten um sechs Uhr hinaufzukommen und den Weihnachtsbaum anzusehen, es kämen ein paar Kinder.

Ich stimmte für das L'hombre, aber die beiden anderen, tiefere Gemüter, bestanden darauf, dass wir den Weihnachtsbaum und die Kinder mitnehmen sollten. Und dabei blieb es.

Die Uhr schlug sechs, und wir begannen, uns zu erheben. Wir hatten die Gans mittags um ein Uhr zu uns genommen und uns darauf mit Kaffee und Cognac hingelegt; einer auf das Sofa, einer in den Schaukelstuhl, und einer auf die Chaiselongue in der Ecke unter Urgrossmutters Bild.

„Ach Gott, ja, ja, ja!“ sagte der Aelteste, der Jurist ist und in dessen Heim wir waren — „hier ist es nett in dem kleinen Dänemark!“ und dann gähnte er und reckte sich, dass seine Gelenke direkt knackten.

„Zum Kuckuck, ja, das ist's!“ sagte ich und seufzte dabei.

Aber der Jüngste, der Schnittwarencommis ist, sagte gar nichts, denn seine Verlobte sass in Rödby.

Dann hörten wir einen der Knaben von oben die Treppe hinunterkugeln, und die Tür wurde aufgerissen.

„Jetzt zünden sie an! Jetzt zünden sie an!“ rief der Junge und fasste mich bei der Hand und zog mit mir davon. Die Hintertreppe hinauf mussten wir durch die Küche und die Schlafstube ins Speisezimmer hinein. Da standen sechs bis acht Kinder steif und erwartungsvoll.

„Da drin zünden sie an!“ flüsterte der Junge und deutete auf die vorgezogene Portiere, vor der Wohnstube.

Nun kamen der Jurist und der Verlobte. Der Jurist liess sich sofort in einen Lehnstuhl plumpsen und nahm ein kleines Mädchen auf den Schoss und begann sie am Hals zu kitzeln, dass das Kind vor Freude kreischte. Der Verlobte stellt sich in einer entlegenen Ecke auf

und lächelte bleich über die Versammlung hinweg.

Die Portiere wurde zur Seite geschlagen. Und da stand der Baum, mit all seinen Lichtern angezündet, so dass es mir in die Augen schnitt. Ich wollte sie ein wenig mit dem Augenwasser anfeuchten, das ich immer in der Tasche trage, aber ehe ich's mich versah, hatte man mich an beiden Händen gefasst, und herum ging es um den Weihnachtsbaum.

„Hoho“, dachte ich — „so war's nicht gemeint!“

Aber herum musste ich. Und dann begannen die Kinder zu singen:

„O du fröhliche, o du selige!“

„Ja, Ihr habt gut singen!“ dachte ich.

„Ihr sollt nicht am ersten Januarpunkt zwölf Uhr achtzig Kronen bezahlen!“

Der Jurist war gehörig in seinem Element.

„Sing mit!“ nickte er mir zu und pustete mit seinem roten Gesicht.

„Ich kann mirs nicht leisten“, sagte ich — „und ich bin heiser.“

Bald darauf stand der Zug still, und man begann den Baum zu plündern.

„Wenn da nun achtzig Kronen für dich wären!“ dachte ich, während ich stand und eine kandierte Pflaume verzehrte. Und ich guckte zum Juristen hinüber, der für mich das Kapital

repräsentierte. Ich hatte ihm von meiner grossen Not geschrieben und ihm den Brief am Abend vorher per Post zugesandt; aber er hatte den lieben langen Tag keinen Mucks davon gesagt. Jetzt stand er und zwinkerte verschmitzt mit dem rechten Auge zu mir hinüber, während er einer Puppe in rotem Tarlatan, die eines der kleinen Mädchen bekommen hatte, eine Schleife unter dem Kinn zuband. Ich fasste Hoffnung.

„Wenn nun ein Päckchen mit achtzig Mark da wäre!“ dachte ich. „Wie will ich da singen!“

Der Verlobte drückte sich immer in den Ecken herum. Nun stand er zwischen Bücherschrank und Klavier eingeklemmt und riss das Kouvert eines Briefes in Kabinettform auf. Sein Gesicht strahlte in mildem Glanz. Und als er das Papier entfernt hatte, küsste er still das, was darin lag. Er beachtete die Umwelt nicht länger.

„Herrgott“, dachte ich, „das ist gewiss von Rödby! — Wer doch so jung wäre, wie er!“ Und eine wehmütige Stimmung überkam mich bei all der Freude, die mich umgab und dem Schmerz in meinem eigenen zerrissenen Innern.

„Hier ist etwas für Dich!“ rief plötzlich eine Stimme neben mir. Und mein kleiner Freund von vorhin gab mir ein Päckchen.

Ich befuhrte es nervös. Es war weich. Es konnten recht wohl Zwanzigkronenscheine sein.

Ich sah zu dem Juristen hinüber. Er zwinkerte jetzt verschmitzt mit beiden Augen.

„O du fröhliche, o du selige!“ sang es in mir, als ich mich ans Auspacken machte. Etwas Grünliches kam zum Vorschein — Zwanzigmarkscheine, das sind Zwanzigmarkscheine!“ dachte ich, und die Lebensfreude loderte heftig in mir auf. Plötzlich empfand ich das Schöne in diesem alten Brauch mit Weihnachtsbaum, Gesang, Naschwerk und Paketchen Aber, Teufel, was war das? Das war ja kein Papier, das Grüne, das war Wolle! Ich guckte wieder zum Juristen hinüber. Er knisterte geradezu vor innerem Humor.

Ich wickelte den Gegenstand aus dem Papier, wickelte und wickelte. Und während ich wickelte wurde mein Gesicht immer länger. Und ich glaube, ich vergoss wohl eine stille Träne, als ich endlich mit einem Paar Kniewärmern in den Händen dastand, ein Paar grünwollenen Kniewärmern mit blauen Borten.

Der Jurist riss sie mir aus den Händen und eilte zu den Damen des Hauses mit ihnen.

„Die hab ich selbst gemacht, Frau Larsen!“

„Niedlich!“ sagte Frau Larsen — „und mit gehäkelten Borten!“

Und alle Damen bewunderten die Arbeit, während die Kinder ihr Spielzeug vergasssen und selbst der Verlobte näher kam, nachdem

er das Mädchen aus Rödby in die Brusstasche gesteckt hatte.

Aber ich stand als geschlagener Mann. Und es schien mir, dass die Lichte des Weihnachtsbaumes sich zusammenketteten und mit Flammenschrift an die Decke schrieben: Ersten Januar punkt zwölf Uhr.

„Freust Du Dich nicht über sie?“ fragte der Jurist, als er mit den Kniewärmern zurückkam.

„Gewiss“, sagte ich und lächelte wie ein Wickelkind, das Bauchgrimmen hat — „ganz ausserordentlich froh bin ich!“

„Dich friert doch immer auf den Knieen, sagst Du?“

„Ja, scheusslich!“

„Auf den Knieen?“ fragte er wieder, und es schien mir, dass er zwinkerte.

„Niederträchtig auf den Knieen!“ sagte ich voll Ueberzeugung.

„Ja, aber freust Du Dich nun auch wirklich über sie?“

„Bei Gott!“ sagte ich und entriss mich meinen tristen Gedanken. „Das tu' ich! Ich freue mich gewaltig über sie. Ich danke Dir, mein alter Freund! Ich werde Dir diese Ueberraschung nie vergessen!“

Der Jurist lächelte. Und ich glaube wirklich, dass er so schnell kehrt machte und von mir fortging, um nicht zu zeigen, wie fürchter-

lich er sich ergötzte — die Prokursorschnauze!

Ich hätte ihm eins verwischen können mit seinen infamen Kniewärtern! Und wäre er nicht gegangen, ich glaube, ich hätte es getan!

— — — —

Um acht Uhr war der Trara vorbei, und wir gingen wieder zu uns herunter und setzten uns zum L'homme hin.

Aber vorher wollte der Jurist mir absolut die Hosen ausziehen, um zu sehen wie die Kniewärmer kleideten. Ich liess ihm den Willen, um ihn möglicherweise durch meine Fügsamkeit zu erweichen; denn ich hatte die Hoffnung auf Ressourcen noch nicht aufgegeben

Na, wir spielten also L'homme und wir tranken Rumpunsch und wir rauchten Zigarren; und die Temperatur stieg. Die wollenen Kniewärmer quälten und kratzten, und die achtzig Kronen spielten in meinem Gehirn Zeck. Die Augen des Juristen leuchteten wie ein Paar Glühlampen, und sein Schnurrbart wippte vor Wohlbehagen.

Der Verlobte zog zuweilen seinen Gegenstand aus der Brusttasche und verfiel in Anschauen. Aber ich braute Grog und braute Grog, und trank und trank: auf des Vaterlandes Wohl, auf eine verbesserte Rechtspflege, auf eine Eisenbahn nach Rödby und auf alles zwischen Himmel und Erde. Und nach und nach

gelang es mir wirklich, wenn nicht ganz an die achtzig Kronen zu vergessen, so doch den ersten Januar in eine unabsehbare Zukunft hinauszuschieben. Aber zuletzt mussten der Jurist und der Verlobte mich unter den Arm nehmen und mich mit gemeinsamer Hilfe auf mein Schmerzenslager legen

Dann machte ich meinen Morgenspaziergang draussen auf der Landstrasse, die von der Stadt über einige Hügel und weit, weit in die Welt hinausführt.

Es lag Schnee überall. Die ganze Erde war eine einzige weisse Fläche; und der Himmel war grau, und ich hatte Kopfschmerzen.

Das heisst, es waren keine solchen eigentlichen Kopfschmerzen; sondern es war blass nicht ganz richtig da im Oberstübchen. Da war etwas, woran ich denken sollte, das ich aber nicht in den Vordergrund bringen konnte. Mir entgegen kamen zwei kleine Bauernjungen in hellblauen Friessachen und mit Holzschuhen an. Man konnte sie in dem weichen Schnee fast gar nicht hören; und dann waren sie so ganz ausserordentlich klein, diese Bauernjungen, schien mir's; und in der Mitte trugen sie einen ungeheuren Korb, aus dem der Kopf eines Wildschweines herausguckte.

„Uf! — Nun gibt's wieder solchen Bourgeois, der gemästet werden soll“, dachte ich.

„Fröhliche Weihnachten!“ sagten die Bauernjungen und lüfteten ihre Mützen. Ich sagte nichts, denn ich war schlechter Laune. Ich konnte mir nicht erklären, weshalb. Aber als ich einen Blick an mir herunterwarf, entdeckte ich, dass ich keine Hosen an hatte. Ich lief im blossen Hemd und mit den Kniewärmern im Schnee herum.

„Dann ist es, zum Kuckuck, kein so grosses Wunder!“ dachte ich.

Hinter mir ertönten Schritte.

Es war eine lange Mannsperson, die mir bald an die Seite kam.

„Fröhliches Fest!“ sagte er.

„Kümmert Euch um Euch allein!“ rief ich und wollte ihn ausschimpfen; aber er war schon vorbei und ging weiter, mir den Rücken zukehrend.

Und ich musste lachen, denn seine Beine waren sehr lang und mit schottischgewürfelten Beinkleidern versehen. Und dazu war er krummbeinig wie der Kopf einer Kneifzange. Sein Schossrock reichte nicht weiter als bis zur Mitte seines Hintern, und aus der einen Hintertasche ragte eine gewaltige Pfeifenspitze hervor. Er hatte ein grosses blaugestreiftes wollenes Tuch um den Hals. Die Enden des Tuches hingen ihm vorn unter dem Rock vor, und in der Rundung zwischen den krummen Beinen sah ich

zwei blaugraue Quasten baumeln, wie die Gewichte an einer Bornholmer Wanduhr; und die Pfeifenspitze schien mir der Zeiger.

Plötzlich fiel es mir ein, dass es im Grunde von dieser lächerlichen Person erschütternd unverschämt war, mich anzureden; und ich eilte ihm nach. Aber er stiefelte auch drauf los, und der Abstand zwischen uns blieb gleich gross.

„Holla, Kamerad!“ rief ich. Aber der Mann verstand mich nicht.

„Was ist die Uhr?“ rief ich wieder. Und nun wurde ich Zeuge eines Phänomens, das übrigens gar keine Verwunderung bei mir erweckte. Die Pfeifenspitze bewegte sich langsam über sein Hinterteil hin und hielt erst inne, als sie kerzengrade zwischen den Knöpfen seines Schossrockes stand. Darauf hörte ich zwölf dumpfe Töne.

„Schon so spät!“ dachte ich. „Dann ist es sicher das Beste, du machst, dass du nach Hause kommst.“

Und ich ging nach Hause. Es arbeitete noch drinnen in meinem Gehirn, das, worauf ich nicht kommen konnte. Ich ging mit gebeugtem Kopf und blickte auf meine nackten Füsse nieder, die in den weissen Schnee traten.

„Merkwürdig, dass du nicht frierst,“ dachte ich. „Es muss Tauwetter sein.“

Ich holte ein altes Weib ein, das mit einer

gewaltigen Kapuze über dem Gesicht davon wackelte.

„Fröhliches Fest!“ meckerte sie, als ich vorbei ging.

„Alte Schreckschraube!“ murmelte ich und ging noch schneller. Aber sie fasste mich beim Hemde und hielt sich fest.

„Madame,“ sagte ich empört, „Sie verletzen meine Schamhaftigkeit!“

„Ich bin eine arme Frau.“ . . .

„Sehen Sie nicht, dass ich so ziemlich ohne alle Kleider auf dem Leibe herumlaufe?“

„Ein Hellerchen?“

„Mütterchen“, sagte ich mit Pathos, „glaubt Sie, dass ich mit Kleingeld in den Kniewärtern herumlaufe?“

Und ich versuchte, mich loszureißen, aber sie hatte sich mit ihren krummen Fingern ordentlich festgehakt.

„Lassen Sie mich los!“

„Eine alte Frau . . .“

„Wie alt?“

„Achtzig!“ griente sie.

„Acht . . .“ wiederholte ich, und ein kalter Schauer durchrieselte mich. „Achtzig, am ersten Januar?“

„Ja . . .“

„Punkt . . . Punkt zwölf Uhr?“

„Ja, ja!“ nickte sie eifrig, und die Kapuze

glitt ab, und ich sah ein Männergesicht mit einer Feder im Munde und einer grossen krummen Nase.

Ich schrie hell auf und riss mich los. Aber der Mann packte mich wieder, und wir rauf-ten uns.

„Ich will Dich lehren!“ schrie er und puffte mich in den Kopf mit seinen Knochenfingern.
„Ich will Dich lehren!“

Aber ich packte ihn um den Leib und stellte ihm ein Bein. Und wir taumelten beide in den Graben. Ich zu unterst. Und ich merkte, wie der kalte Schnee sich um meinen Körper legte. Ich schlug um mich; aber er drückte mein Gesicht in den Schnee, so dass ich am Ersticken war. Da sammelte ich meine letzten Kräfte und schrie heiser und verzweifelt:

„Isaksen! Isaksen! Sie werden Ihr Geld schon kriegen!“

Da verschwand er. Und ich setzte mich auf und rieb meine Augen und trocknete das Nasse aus meinem Gesicht.

Und vor meinem Bett stand der Jurist mit einem leeren Wasserglase in der Hand.

„Bist Du es?“ fragte ich.

„Ja, zum Kuckuck, ich bin's. . . . Was, Satan, hast Du die Kniewärmer im Bette an? Nun kann ich doch sehen, dass Du Dich über sie freust!“

„Wir tranken wohl . . . tranken wohl . . .
etwas gestern Abend?“

„Das taten wir schon . . . Und Du gewannst
im L'ombre.“

„Gewann ich?“ fragte ich vollständig munter.
„Wieviel?“

„Achtzig . . .“

„Kronen?“

„Nee, nee: Oere, alter Junge!“ sagte der
Jurist, wandte den Kopf ab und ging aus dem
Schlafzimmer.

Ich blieb aufrecht in meinem Bett sitzen und
dachte, dass das Leben sehr, sehr, sehr trist zu
leben wäre. Die Menschen verstanden mich nicht.

Aber bald darauf wurde die Schlafzimmertür
ein wenig geöffnet, ein Paar Augen blinkten
verschmitzt durch die Spalte, und ein tiefer
Bass deklamierte:

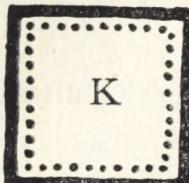
Auf, alter Bursch, die Sonne scheint helle!
Isaksen, Du kriegst Dein Geld auf der Stelle!
Und ein längliches beleibtes Kouvert kam zu
mir ins Bett geflogen.

Als ich mich überzeugt hatte, was darin war,
dachte ich an den Baum gestern Abend und
summte leise:

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende
Weihnachtszeit!

Still und verborgen, von heut zu morgen,
Helfen dir Juristen aus Verlegenheit!

Pique Ass



ennen Sie das Wort „Prip“?“
„Nein,“ sagte ich.
„Wollen Sie dann so freundlich sein,
Platz zu nehmen?“

Und wir setzten uns an „Berninas“ Eckfenster, das auf Vimmelskastel und die Badstubengasse hinausgeht.

Mein Freund Bent klopfte mit dem Streichholzetui auf den Tisch.

Hans kam mit einem entgegenkommenden Lächeln und einer Serviette angesprungen.

„Zwei Absint au lait!“ forderte Bent.

„Absint o — ?“ fragte Hans mit runden Augen.

„O, lait!“ wiederholte Bent. „Und kein langes Gerede!“

Hans dienerte und entfernte sich.

Aber ehe er das Verlangte bestellte, hatte er eine geheime Konferenz mit seinen Vorgesetzten Carl und Casper drinnen im Buffetzimmer.

„Prip, prip . . . prip, prip!“ sagte Bent langsam und taktfest wie eine alte Stutzuhr.

Er lächelte dazu vergnügt und nickte ergänzend.

Ich hatte Bent sieben lange Monate nicht

gesehen, da ich auf dem Lande gelebt hatte, draussen in der Provinz. Aber ich kannte seine Eigenheiten, sagte also nichts.

Wir sassen und guckten auf die Strasse. Da fuhren Droschken und Omnibusse vorbei. Und da gingen Herren und Damen und Kinder und Männer und Frauen und Hunde.

„Die Menschen sind lächerlich!“ nickte Bent.

„Aber im Grunde ganz honett!“

„Ungeheuer!“ sagte ich. „Ich halte viel von ihnen!“

Und dann sahen wir wieder auf die Strasse hinaus.

Bald darauf begann Bent leise zu lachen.

„Ich ging vorhin die Oestergade hinab“, sagte er dann, „und vor mir her segelte eine prächtige Grosshändlerfrau mit allen Lumpen am Leibe. Sie pustete und stöhnte und schwitzte und blieb vor jedem Schaufenster mit Damen-toilettegegenständen stehen. Sie war so warm, dass die Luft um sie herum wogte wie die Luft um ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen. Draussen auf dem Damm kam ein Handschuhmacherlehrling pfeifend den Weg entlang. Er trug ein Bündel weissgegerbter Felle über dem Arm. Sein Blick fällt auf die gewichtige Frau, und er betrachtet sie. Ich konnte deutlich in seinen Augen lesen, dass er dachte: So ein Satanskutter! . . . Plötzlich gärt eine Idee in

ihm; und ein kleines, stilles Grinsen wird geboren und stirbt auf seinem Antlitz. Er setzt das eine Bein auf den Bürgersteig und pufft die Frau mit dem Ellenbogen. Sie krümmt den Hals wie eine Schwanenschlange und blickt verächtlich, erbittert auf ihn herab. Aber mit einer olympischen Ruhe, als ob er und die Frau die beiden einzigen Wesen wären, welche den Erdball bevölkerten, hält er ihr die Felle dicht unter die Nase und sagt: Vierzehn fette Nabelfelle, Madamchen! Und dann pfeift er: Hy, hy, tuleby, tuleby!“ wie ein Star und wandert weiter. Die Frau sinkt matt gegen ein massives Treppengeländer und murmelt astmatisch etwas wie Grossartig! Strassenjungen! Bessere Leute nicht in Frieden gehen! — — Aber ich holte den Burschen ein und gab ihm einen Vierpfunder!“ schloss Bent. — Denn wahrhaftig, solche kleinen Agreements sind es gerade, die einen mit dem Dasein versöhnen!“

Ich antwortete nicht. Denn teils schien es mir, dass der Bursche am ehesten eine Ohrfeige verdient hätte; und teils wusste ich ja, dass Bent nur redete, um Luft zu bekommen.

Nun kam Hans mit dem Absinth und Carl und Casper tauchten am Horizont auf, um der „Mischung“ beizuwohnen.

„Schmeckt das wirklich gut?“ erlaubte sich

Hans in bekümmertem Ton zu fragen.

„Glauben Sie, dass ich es sonst trinken würde?“ sagte Bent. „Verschwinde, Schatten!“

Hans verschwand. Und man vernahm ein verwundertes Murmeln aus dem Buffetzimmer.

„Haben Sie dies schon vorher gekostet?“ fragte Bent.

„Nie!“

„Das sollten Sie sich gewöhnen, zu trinken!“

„Ja, ich trinke auch hin und wieder einen Absinth!“

„Ja, aber nicht in Milch? — Absinth rein oder mit Wasser gemischt macht einen bitter und unerträglich! . . . Aber in Milch! . . . Man wird so innig versöhnlich, so menschenfreundlich gestimmt! All das Beste in einem gewinnt die Oberhand! Man kommt in Laune, man . . . man lächelt, man versöhnt sich mit dem Dasein, man wird nachsichtig gegen sich und andere, und dessen bedürfen wir ja alle! . . .

„Prost!“

Wir stiessen an und tranken.

„Das schmeckt gut, was?“

„Ja — a . . .“

„Bleiben Sie nun hier in der Stadt?“

„Nein, ich gehe wieder auf's Land.“

„Und dann sagt er so köstlich: prip!“ nickte Bentträumend. „Können Sie es merken?“

„Wo sagt es prip?“ fragte ich.

„Hier oben, hinter dem Trommelfell drinnen im Kopf“, sagte er und näherte beide Zeigefinger den Ohren. — „Hören Sie doch!“ fuhr er fort, „pripp! pripp! — pripp; pripp; — Da geht Hertel!“ rief er plötzlich und deutete auf die Strasse hinaus. „Können Sie den da drüben sehen, beim Kürschners? Jetzt besieht er sich das Schaufenster! Es ist der mit dem Zylinder und den aufgekrempten Hosen!“

„Ja“, sagte ich.

„Jetzt geht er wieder . . . Nach dem Amager-markt zu!“

„Ja, ich sehe ihn schon!“

„Dann ist er also entwischt!“

„Hat er im Gefängnis gesessen?“

„Nein, aber in der Irren-Anstalt! . . . Er kann selbst merken, wenn es kommt. Dann geht er zu seinem Bruder, dem Makler, und sagt: Harald, sagt er, nun muss ich gewiss wieder ein bisschen in das Haus! Und dann wird er auf einen oder zwei Monate dort hinunter geschickt! So vernünftig müssten wir alle ein paar mal im Jahre sein!“ schloss Bent.

„Na, na“, sagte ich, „wir sind ja doch nicht alle“

„Nee! Gott behüte! Sie sind natürlich höllisch normal, lieber Freund! Und das seid ihr alle. Aber das ist gerade ein Anzeichen

dafür, dass die Verrücktheit chronisch ist! . . . Na, Dreck, was! Davon müssen wir Dichter eben leben! . . . Hans, ein Absinth!“

Hans kam angesprungen und wechselte die Gläser.

„Wollen Sie nicht auch einen frischen haben?“ fragte Bent.

„Nein, danke“, sagte ich.

„Hertel ist nun grossartig!“ lächelte er bald darauf. „Er ging im vorigen Jahr mal unten in Roskilde zu einem Konditor hinein und ass eine Menge Kuchen und trank Portwein. Und während dann der Konditor einen Augenblick aus dem Laden war, geht der Bursche hin und zerbricht sachte seine Stutzuhr. Und wie er dann nachher die Rechnung abmachen soll, bezahlt er dem Mann mit den Zahnlöchern! Wie? — Ist das nicht grossartig? Ist das nicht genial?“ fragte Bent begeistert. — „Prost!“ sagte er dann und leerte sein Glas. — „Hören Sie nur, wie es pripp!“ lächelte er glückselig und legte das Haupt auf die eine Schulter. — „Was meinen Sie nur zu dem da, den fetten Mann mit dem Hut in der Hand dort drüben im Schatten!“ rief er plötzlich.

„Hans!“

Hans kam angeflogen; die Serviette lugte ihm hinten unter dem Arm hervor wie ein ge- gestutzter Flügel.

„Können Sie den sehen, den Dicken da drüben beim Zigarrenladen?“

„Gewiss, Herr Bent!“

„Haben Sie Eis?“

„Wie belieb? . . .?“

„Ich frage, ob Sie Eis hier im Café haben, rohes Eis?“

„Jawohl, Herr Bent!“

„Haben Sie auch Beutel?“

„Beutel, Herr Bent?“

„Ja, Eisbeutel!“

„Nee — hä —“

„Dann gehn Sie zum Teufel!“

Hans zog sich zurück.

„Geben Sie mir noch einen Absinth!“

„Recht gern, Herr Bent!“

„Ich liebe fette Männer“, fuhr Bent redselig fort. „Wenn ich zuweilen auf's Land gehe, so geschieht es einzig ihretwillen. Es ist ein raffinierter Genuss für mich, einen solchen dampfenden Mitbürger mit dem Hut in der einen und einem ungeheuren Schweisstuch in der andern Hand eine staubige, sonnendurchglühte Landstrasse entlang wandern zu sehen, um die Natur zu bewundern. Aber es ist doch gerade der, der meinen Glauben an eine Vorsehung erschüttert hat! . . . Besonders war da einmal ein fetter Mann, der Halvorsen hiess. Er gab ein Kochbuch heraus. Du guter Gott, wie ich den

Mann liebte! Er ging nun niemals aufs Land, sondern suchte täglich die kühlen Bogengänge unten bei Kristiansborg auf. . . . Lieber, wie er schwitzte! Und dann pustete er wie ein Nilpferd, und dann hatte er ein ganz köstliches Asthma, das auf der Wasserorgel innen in seiner Brust spielte. . . . Ich versichere Ihnen, wäre ich ein reicher Mann, so karrte ich mit meinem Landauer überall herum und sammelte fette Leute auf — d. h. fette Männer, denn vor fetten Frauenzimmern habe ich direkt Angst! Angenommen ein solches käme einmal darauf, erotische Neigung für mich zu empfinden! Ich bitte Sie, wo würde ich bleiben? . . . Hans, mehr Absinth!“

„Lieber Bent“, versuchte ich, „ist es denn gesund, so viel zu trinken?“

„Ich weiss nicht. Wollen Sie vielleicht auch noch haben?“

„Nöö.“

„Na, ja aber, ist es dann nicht am besten, dass jeder auf eigene Rechnung moralisch ist?“

Und Bent bekam den vierten Absinth serviert.

„Jetzt soll die Lebensfreude erst zu keimen beginnen! Nun habe ich all die Larven hier oben (er klopfte sich auf das Gehirn) getötet, und nun fängt man an, die Frösche mit Milch und Honig zu begießen!“

Er trank aus seinem Glase, streckte die Beine von sich und starrteträumend zu der kassettierten Decke empor.

„Nun bin ich glücklich, wie mein Freund M. M. sagt“, fuhr er fort, „und nun mache ich mir eigentlich gar nichts mehr aus Ihrer Gesellschaft!“

„Soll ich gehen?“ fragte ich.

„Ja, danke, Lieber! Denn sehen Sie, ich bin niemals ganz glücklich, ausgenommen wenn ich allein bin. Zweiundzwanzig Stunden am Tage muss ich allein sein. Sehen Sie, ich suche die Menschen nur als ein Mittel! Wäre es nicht so albern, herumzulaufen und mit sich selbst zu reden, so täte ich es am liebsten!... Prip, prip! Nein, sehen Sie: des Abends giesse ich Triple Extrait in sieben, acht verschiedene Krügchen; und dann stelle ich sie rundum im Zimmer auf: oben auf dem Regal, auf dem Fensterbrett und vor dem Kinderskelett auf dem Schreibtisch. Und dann zünde ich in ihnen allen Feuer an. Und sie duften, und sie brennen mit kleinen hüpfenden, rötlichblauen Flammen. Und sie wiegen und wogen hin und her. Bald sieht man eines der Bilder an der Wand und bald ein anderes! Bald leuchtet ein nacktes Frauenbein dort über die Tür! Bald nickt mir ein Raffael-scher Engel von der Wand über dem Sofa zu. Und bald leuchtet das Skelett weiss wie

Phosphor auf dem Schreibtisch! Und Meister Vulkans Gesicht auf Velasquez' grossem Bilde auf der Staffelei in der Ecke sieht noch höllen-teufelsmässiger aus! . . . Ich liege auf der Chaiselongue, und ein grosses Glas Absinth au lait steht vor mir auf dem Fussboden. . . . Und ich rauche zur Milch . . . und das Herz wird mir weit, es wird gross und allumfassend. . . . Die herrlichsten Landschaften gleiten an mir vorbei, hohe schneebedeckte Berge mit Sonne auf den obersten Gipfeln! — Seen und duftende Wälder und Kornfelder und Wiesen mit Blumen und Kühen und blökenden Schafen! . . Und Menschen sehe ich, gute und freundliche Menschen, die mir lächelnd zunicken und einander zunicken und so herzlich ehrpusselig ausssehen in all ihrer Freundlichkeit. . Und ich glaube an Gott und an ein Leben nach diesem. . Und es duftet und leuchtet um mich herum, und ich lächle und lache, bis mir die Augenlider zu fallen, und das Ganze vergeht in einer grossen, weichen, duftenden und leuchtenden Unendlichkeit. . . und dann bin ich glücklich! . . Nur eine Larve, einen Wurm kann ich nicht töten!

„Und was ist das für einer?“ fragte ich.

„Es ist der, — dass ich Pique Ass nicht ausschlagen kann. Und da muss man doch gemüts-krank werden!“ . . .

Bent hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt,

und seine Augen hatten sich geschlossen.

„Adieu, Bent“, flüsterte ich.

„Prip, prip! .. prip, prip!“ sagte er langsam und taktfest wie ein altes Uhrwerk, und ein seliges Lächeln lag auf seinem Gesicht.

In elfter Stunde

Ein mystisch-hypnotisches Erlebnis

S

ie kennen ja schon Bent, den kleinen nervösen Schriftsteller, der in der ersten Geschichte dieses lustigen Buches Absinth au lait trank.

Er ist der prächtigste Mensch unter der Sonne, versichere ich Ihnen. Aber seine Nervosität übersteigt manchmal alle Begriffe. Und dann ist er gefährlich, denn dann wirkt er ansteckend. Ich habe selbst einmal bei ihm meine Nerven zusetzen müssen. Niemand kennt die Zeit seiner Heimsuchung.

Wir trafen uns seinerzeit alle Nachmittag in „Bernina“, um unseren Kaffee zu trinken, wie es der Oberste der Kellner nannte. Wir sassen dann gewöhnlich in dem hintersten Raum auf dem Sofa, das der Küche den Rücken zukehrt.

Auf dem Sofa gegenüber pflegte ein putziges Individuum sich niederzulassen: ein Männchen von beinahe beängstigend kleinen Dimensionen. All seine Lebenskraft schien ihm zu Kopfe geströmt zu sein. Das übrige Geschöpf dagegen ist in unerlaubter Weise vernachlässigt.

Hat er sich mit Zuhilfenahme von Armen und Beinen auf das Sofa zurückgeworfen, so reichen die Füsse nicht bis zum Fussboden, sondern

hängen und angeln nach diesem.

Es sieht aus, als führe ihm ein gleichmässiger Wind unablässig durch die Beinkleider.

Oder als ob er auf ewig verdammt wäre, die Bälge einer unsichtbaren Orgel zu treten.

Auch er trinkt Kaffee.

Wenn dies erledigt ist, bedient er seine Nase sorgfältigst. Dann legt er seinen rechten Arm hinter den Nacken, schliesst die Augen halb und sinkt hin.

Der linke Arm hängt ihm schlaff an der Seite herunter. Die Hand ruhig, die Finger gespreizt. Aber allmählich krümmen sie sich in Fächerform zusammen und bewegen sich mit wachsender Hast. Es ist, als fächelte er irgend einem brennenden Punkt auf seinem linken Schenkel eine erfrischende Kühle zu. Und die Beine gehen auf und ab, auf und ab, unablässig. Die Luft stösst er in regelmässigen Zwischenräumen durch die Nase aus.

Er scheint bei Dampf zu schlafen. Jeden Augenblick erwartet man, dass das Sofa sich in Bewegung setzt, geradlinig wie auf Schienen, vorwärts durch das Paneel, durch das Buffetzimmer, zur Tür hinaus und weg!

Und dann das Gesicht!

Ich kannte vor ein paar Jahren ein junges Mädchen. Reizend! Aber da, eines schönen Tages begannen ihre Ohren, Augen und Nase

zu wachsen, sich zu verlängern, anzuschwellen —
Es war schrecklich!

Mir wurde übel, wenn ich sie sah. Und die Kinder schrieen, sobald sie sich nur in einer Türöffnung zeigte.

Sie litt an „Elephantiasis“. Diese äussert sich gerade darin, dass sich alle hervorstehenden Körperteile eines Menschen verlängern.

Niemals hatte diese Krankheit eine höhere Kulturstufe erreicht als bei dem Mann auf dem Sofa. —

Die Ohren mögen noch angehen. Aber die Nase! Und die Augen — besonders die Augen!

Die Lider liegen und wippen draussen auf den Wangen. Und dann haben sie gelbes Fleisch mit stark roten Adern . . .

Ja, nicht wahr, das ist widerwärtig! Aber ich möchte gerne, dass Sie mir zugeben, dass es unter diesen Umständen kein Wunder war, wenn Bents sensible Natur sich erschüttert fühlte.

Gleich am ersten Abend merkte ich denn auch, dass das Phänomen auf ihn Eindruck machte. Doch übrigens nicht in einem überwältigenden Grade. Er sprach ganz ruhig darüber, als wir auf die Strasse herunter kamen.

Und bei der zweiten und dritten Begegnung schien er sogar das Vis à vis überhaupt nicht zu beachten. Nur als ich ein paar Mal zufällig von meiner Zeitung aufsah, fing ich seine Blicke.

auf, die in dem Gesicht drüben unruhig umherwanderten.

Ich legte indessen weiter kein Gewicht darauf.

Aber als wir zum sechsten Abend gelangt waren, ging es mir plötzlich auf, dass Gefahr im Verzuge wäre.

Bent hatte geschwiegen, die ganze Zeit geschwiegen, seit wir uns hingesetzt hatten. Ich war von einem Thema auf das andere übergesprungen. Nie ein Wort! Da begann ich von seinem letzten Drama zu erzählen! Das pflegte ihn zu beleben. Ich war gerade im Begriff zu erzählen, was einer meiner Bekannten am Vormittag erzählt hatte, dass ein bekannter Kritiker geäussert haben solle, Bents psychologische Analyse erinnere ihn stark an Henrik Ibsen.

Als er plötzlich die Hand auf meine Schulter legt und sagt:

„Willst Du trudeln?“

„Was sagst Du?“ frage ich.

„Würfel spielen?“

„Ja, gerne!“

„Aber das soll ein Gottesgericht sein“, flüsterte er geheimnisvoll. „Und der, der verliert, soll hinübergehen und . . .“

Hierbei krümmte er den rechten Mittelfinger gegen den Daumen und liess ihn darauf mir vor der Nase emporschnellen.

„Aber, Bent“, sagte ich ärgerlich! „Was sollen den die Narrenspassen!“

„Nur ruhig“, bedeutete er mir. „Nur ruhig!“ Und dann lächelte er und nickte und sagte: „Lieber, alter Junge!“ als ob wir uns schon fünf Vierteljahre nicht gesehen hätten.

Aber gleich darauf stand er auf und ging, ohne Adieu zu sagen. — —

Da brach der neunte Abend an.

Zwei Tage lang hatte sich der Mann mit dem Kopf nicht gezeigt. Ich fühlte mich unabdinglich erleichtert. Auch mein Freund war wieder der Alte geworden; nur mit einer Unterströmung von Wehmut.

Ich glaube, Gott verzeihe mir's, dass er im tiefsten Innern den Elefanten entbehrte. Etwas entbehrte, worüber er sich ärgern konnte!

Er war gegen seine Gewohnheit vor mir gekommen an diesem famosen Abend. Ich hatte nämlich die Strassenbahn benutzen müssen, weil das Wetter ganz niederträchtig war. Der Regen fiel in Strömen.

„Ist Bent schon hier?“

„Tja“, sagte der Oberkellner Casper und betrachtete meinen Hut mit einem bekümmerten Blick — „Tja, Herr Bent ist da. Ein Kaffee?“

„Ja.“

„Kaffee! Ein Glas Wasser!“ rief er dem

Wirt am Buffet zu.

„Kaffee! Ein Glas Wasser!“ wiederholte dieser, zur Küche gewandt.

„Kaffee! Glas Wasser!“ ertönte ein schwaches Echo von einer weiblichen Stimme jenseits der Expedierungsklappe.

Ich ging hinein. —

Bent sass auf unseren gewöhnlichen Platz. Aber er sah mich nicht. Vor sich hielt er ausbreitete eine Doppelnummer der „Politik“.

„Guten Abend“, grüsste ich.

„Guten Abend“, wiederholte er und sah stieren Blickes vor sich hin.

Unwillkürlich folgte ich der Richtung seines Blickes.

Alle Heiligen! Da lag der Elefant!

Ich musste mich an der Sofalehne festhalten.

„Wusste es!“ sagte Bent. „Er kam gestern Abend, nachdem Du fort warenst.“

„Bent“, stammelte ich, „lass uns Männer der Freiheit und mit Verantwortlichkeitsgefühl sein!“

„Ja, bitte sehr“, murmelte er und machte mir auf dem Sofa Platz.

„Beherrschen wir uns!“ fuhr ich fort.

„Und nun ist er noch dazu erkältet — mit der Nase!“ ertönte es von Bent, der dasass und die Zeitung in so sonderbarer Weise zerknüllte.

Mit übermenschlicher Anstrengung sagte ich:

„Hast Du gelesen, dass Watte-Jensen zum Amtsrichter in Fenneslövlille ernannt worden ist?“

Bent antwortete nicht, sondern hielt das Gesicht dicht vor das Blatt und schloss das linke Auge.

„Was ist denn los? Bist Du kurzsichtig geworden?“ fragte ich. „Da steht es ja, ganz oben, unter den Ernennungen.“

Mein Freund lächelte teuflisch und sein rechtes unbeschütztes Auge schien zu wachsen.

„Da, zum Donnerwetter“, sagte ich und beugte mich vor, um ihm die Stelle zu zeigen.

Da sah ich zu meinem Entsetzen, dass er mit dem Finger ein Loch in das Papier gebohrt hatte. Und durch dieses Loch beobachtete er nun den Mann im Sofa uns gegenüber.

Es ging mir durch und durch. Ich sah ein, dass etwas geschehen musste, etwa Radikales, aber....

„Bent“, begann ich, und diesmal in einem verhältnismässig leicht hingeworfenen Ton. „Bent, mein Baumeister.“ (Ich nannte ihn so infolge des Einflusses, den seine Produktion auf mein Seelenleben übte — und dann weil er stets von Ibsenschen Zitaten neu belebt wurde.) „Mein Baumeister, sehen wir einmal den Verhältnissen fest in die Augen.“

Bent fuhr bei den letzten vier Worten zu-

sammen. Aber ich wiederholte langsam und mit Nachdruck:

„Sehen wir den Verhältnissen fest in die Augen. — Offen gestanden: was hat unser Nachbar eigentlich so Merkwürdiges an sich? Seine Nase ist ein bischen reichlich — das ist wahr. Aber ohne Dich beleidigen zu wollen, die Nase Deines Onkels Severin kann meiner Ansicht nach — natürlich ist das nur eine Ansicht, und ich kann mich irren — aber ich meine, sie kann bequem die Tete nehmen mit einer halben Pferdelänge. . . . Was sagst Du?“

„Und wie er da liegt und mit den Beinen säbelt“, murmelte mein unglücklicher Freund.

Ich gab indessen meine Sache nicht verloren.

„Du bist Schriftsteller“, fuhr ich fort. „Du bist Symbolist und Mystiker, und bald gehst Du wohl auch zum Katholizismus über zum Neukatholizismus. Aber ich respektiere Dich glattweg durch alle Grade! Könntest Du nicht als der Geist, der Du bist. . . .

„Und dann riecht er!“ ertönte es von Bent.

„Was tut er?“ fragte ich überrascht.

„Er riecht! Wie ein zerquetschter Bombardierkäfer!“

„Ja, ich muss gestehen, ich bin in der komparativen Zoologie nie besonders beschlagen gewesen. — Aber woher weisst Du übrigens, dass er riecht?“

„Ich habe ihn beschnüffelt“, sagte er und blinzelte verschlagen.

„Was hast Du?“

„Gestern Abend, als Du fort warst, schlich ich mich heran und beschnüffelte ihn.“

„Bent“, sagte ich (und nun begann mir, bei Gott im Himmel, der Schweiss herunterzulaufen), „ist Dir . . . ist Dir . . . nicht etwas? Wünschest Du nicht unwillkürlich eine Erfrischung?“

„Sieh, sieh nur“, flüsterte er und packte mich beim Arm während er vorwärts deutete mit einer Hand, deren Finger einige seltsame spinnenartige Bewegungen in der Luft machten.

Der Elefant war völlig auf den Sitz des Sofas hingesunken, nur der Kopf ragte über der weissen Tischplatte empor.

Blitzschnell fuhr mir die biblische Servierung Johannes des Täufers durch das Gehirn: Mit offenem Mund, die Augen halb bedeckt von den Lidern, gebrochen, mit gelbem Fleisch! . .

Plötzlich erhob sich Bent und klopfte mit dem Teelöffel hart auf den Tisch.

Der Jüngste des Cafés kam angestürzt.

„Hans“, sagte mein Freund mit einem gewinnenden Lächeln, „können Sie knipsen?“

„Was?“ sagt der Junge.

„Ich frage, ob Sie fünf Kronen verdienen wollen?“

Hans rieb sich den Ellbogen und griente.

„Stehen Sie nicht da und grien!“ sagt mein Freund scharf.

„Wollen Sie fünf Kronen verdienen oder wollen Sie nicht?“

„Hijaa . . a!“

„Na. Dann gehen Sie hinüber und geben Sie dem da einen Knips. Irgendwo am Kopfe. Ganz gleich wo. Aber Sie müssen einen Fingerhut aufstecken.“

„Wen soll ich be—knipsen?“ fragte der Junge bald berstend.

„Den drüben auf dem Sofa.“

„Den Kammerrat?“

„So, das ist er auch? . . Ich gebe zehn Kronen!“

Hans explodierte und verschwand, mit der Serviette ein gut Stück unten im Halse.

„Idiot!“ sandte ihm Bent nach. Worauf er matt auf das Sofa zurück sank und die Hände gegen den Kopf presste.

Nun kam eine lange dünne Mannsperson herein mit Polkahaar und dreckig gelben Beinkleidern und liess sich am Mitteltisch unter der Gaskrone nieder. Er verlangte Tee mit Zitronen und die Abendnummer der Berlingschen. Dann zog er ein Messer hervor und begann sich die Nägel zu reinigen. Als der Tee und die Berlingsche kamen, steckte er das Messer in die Tasche.

Einen Augenblick später lag es auf der Erde.

Er beugte sich vor und nahm es in Augenschein. Ja, es war seines. Da fischte er es auf und liess es in eine andere Tasche schlüpfen.

Bald darauf ertönte ein Klatschen, und das Messer lag wieder da!

Der Mann sandte einen niederschmetternden Blick im Lokal umher, um Ruhe zu gebieten!

Da fiel sein Auge auf das Instrument, das vor ihm auf dem Fussboden lag: Was, zum Satan, das war wahrhaftig wieder seines!

Er sah sich scheu um, bückte sich, hob das Messer auf und steckte es in die hintere Rocktasche.

Die Schösse hingen über den Rand des Stuhles hinweg . . . und zum dritten Male lag das Messer auf der Erde!

Das war Mystik, dies hier! Und ein Symbol. Ein Symbol der leidenden und vergeblich arbeitenden Menschheit.

Aber seine Augen waren dumm, und er sass starr und still, Schlaffheit in den Mundwinkeln.

„Wollen wir gehen?“ fragte ich.

Er blinzelte nervös mit den Augen, sie wurden gross und rund. Es war, als ob er erwache.

„Seltsam, was man so träumen kann“, begann er langsam, als ob er die Worte erst hervorschüchte — eines nach dem anderen. „Gerade

als ich mich gestern Abend hingelegt hatte und eingeschlafen war, kam der drüben aus dem Kachelofen . . . Lächerlich übrigens . . . so ein Paar Beine . . . wie ein betrunkener Frosch! Er hatte einen langen weissen Mantel an und faltete die Hände . . . Er ging sicher und hielt jemandem der noch kleiner war als er selbst eine tröstliche Rede, denn er wackelte beständig mit gebeugtem Kopf weiter und nickte nach unten und lächelte mit gebeugtem Kopf und nickte und lä . . . Hä! na! . . . Als er näher kam, hatte ich das bestimmte Gefühl, ich müsste ihn kennen. Aber ich weiss nicht recht, ob es der Erzbischof von Bremen oder ein weisser Papagei war . . . Kannst Du mir das nicht sagen? Wie? Wie?“

Ich stotterte und wusste nicht recht, was ich antworten sollte. Meine Kopf- und Barthaare begannen sich zu sträuben, ganz langsam, Stück für Stück. Und ich sah mich unwillkürlich nach einem Kellner um.

„Warum antwortest Du nicht?“ fragte Bent, und der Zorn begann in ihm aufzuflammen. — „Warum antwortest Du nicht, Du Schmarotzer? Mit meinem Kaffee kannst Du Dich volltrichtern, aber antworten magst Du nicht!“

Ich stotterte noch einmal und sandte ihm einen flehenden Blick.

„Du wagst es nicht, Du Parasit!“ fuhr er

immer rasender fort.

„Ich will gern bezahlen“, versuchte ich. . .

„Halt den Mund!“ zischte er und beugte sein Gesicht dicht zu dem meinen. „Nicht ein Wort will ich hören! Ich will Dir doch zeigen. . . Na, dann waren es die Augen, mit denen er sich nicht vorwagte. . . der Eunuche!“

Ich öffnete wieder den Mund zu einem Protest, aber er kam mir zuvor.

„Doch, das war es“, sagte er. „Es waren die Augen! Aber nun will ich Dir sagen. . .“

Hier brach er plötzlich ab und lehnte sich hintenüber, den Kopf gegen den Sofarand.

Er wurde dunkelrot im Gesicht. Ich beugte mich über ihn, denn ich glaubte, er sei krank geworden.

Aber da entdeckte ich, dass er lachte!

Er lag und glückste ganz gedämpft, während sein ganzer Körper von diesem infamen unhörbaren Lachen erzitterte, das man von Dostojewski kennt —

Und dann steckte er an.

Denn nach Verlauf einiger Sekunden lachte ich mit. Ich konnte es nicht lassen. Ich widerstrebe, aber ich musste lachen.

Ein paar Minuten sassen wir da und grienten, dass wir beinahe barsten. Keiner konnte es hören. Keiner konnte es uns ansehen. Die

Kellner gingen auf den Zehen an uns vorbei. Wahrscheinlich glaubten sie, wir schliefen wie das Ungeheuer auf der anderen Seite.

Ich wurde von einer ohnmächtigen Raserei gegen dieses schlummernde Monstrum ergriffen, das an der ganzen Albernheit schuld war. Ich wollte hinüber und ihn erwürgen. Aber ich konnte nicht selbst die Initiative ergreifen. Es war eine himmlische Fügung, dass Bent mich nicht dazu aufforderte, denn ich hätte es unweigerlich getan, und dann wäre wirklich the last the least gewesen.

Plötzlich sagte mein Freund, ohne eine Spur von Lachen in der Stimme:

„Weshalb, zum Teufel, sitzen wir eigentlich hier und grien?“

Im selben Augenblick hörte ich auch mit Lachen auf.

„Lass uns gehen . . . gehen!“ stöhnte ich.

„Es war etwas mit den Augen“, fuhr er nachdenklich fort, „etwas, dem sie gleichen Jetzt habe ich es!“ rief er plötzlich, und das Lachen begann von neuem in ihm zu dröhnen.

„Um Gottes und aller Heiligen willen, Bent, fang nun nicht wieder an!“

„Jetzt hab' ich's“, wiederholte er, „alter ruhmgekrönter Junggeselle, jetzt hab' ich's!“ Und er machte sich plötzlich daran, mich zu umarmen!

„Bent, Bent!“ sagte ich und suchte loszukommen. „Nicht die viele Liebe“ sagte ich. Denn mir begann, gerade herausgesagt, vor ihm ein bisschen bange zu werden.

Aber er nahm keine Rücksicht mehr auf mich und fuhr stossweise, von Lachen unterbrochen, fort:

„Weisst Du noch . . . der Pflaumenbaum zu Hause . . . auf dem Rasenplatz? direkt nach Süden . . .? Dem sehen die Augen ähnlich. . Katharinenpflaumen . . . geplatzten . . . mit gelbem Fleisch . . puhh, ha, ha, ha, ha! direkt nach Süden . . . direkt nach Süden . . !

Er hatte die Hand an die Stirn gelegt und wackelte mit dem Kopfe hin und her, während er die drei letzten Worte wiederholte.

Aber ich beugte resigniert meinen Scheitel, machte ein Kreuz und stellte alles Denken ein; denn ich hatte den Eindruck, als ob Geister erster Ordnung ihr Spiel mit uns trieben.

Das Café war nun fast völlig leer. Auch das Symbol mit dem Messer war verschwunden. Jedesmal, sobald ein Gast sich drückte, schlich ein Kellner hin und drehte das Gas aus über der Stelle, wo er gelebt und genossen hatte. (Auch ein tristes Symbol!) Die Dunkelheit breitete sich immer weiter aus. Drinnen im vordersten Raum sassen Zwei und spielten Domino. Das Rasseln der Steine klang aufreizend. Es

war wie ein Walzer von Totenknochen. . . .

Plötzlich hörten wir Jemand über unseren Köpfen gähnen. Ich erhob die Augen: es war Hans, der auf der obersten Stufe der Küchen-treppe einen Affen erwürgte. Was sind wir Menschen!

Zwei Minuten Totenstille.

Man hörte die Leute draussen auf der Strasse im Regen davon waten. Dann kam ein Omnibus. Dann ein rasselndes Privatfuhrwerk. Dann eine Droschke. Dann ein Gig. Dann ein Mergel-karren. Dann eine Schubkarre. Der Wind liess die Zugscheiben klirren. Ein Kind weinte. Eine Hebeamme hustete. Zwei Gläser auf dem Buffet drinnen pufften einander leidenschaftlich in die Seite. Die Dominospieler sammelten nervös ihre Knochen zusammen und gingen. Die Tür schlug hart hinter ihnen zu. . . Die Handlung spielt in einer norwegischen Stadt am Fjord.

Neue Stille.

Bent erhob den Kopf und sah mich mit einem stechenden Blick an.

„Erheb' dich, Sklave“, sagte er dann.

Mir schauderte. Das Lokal erschien mir kalt. Ich fror, wie im Vorgefühl von etwas Un-geahntem.

„Wollen wir ein bisschen die Promenade her-umbummeln?“

„Erheb' dich, Helot!“ sagte Bent.

Es durchzuckte mich, aber ich hielt mich an der Seitenlehne des Sophas fest.

„Erheb' dich!“ erklang es zum dritten Male.

Und bei den ewigen Göttern, ich tat, wie er sagte.

Das heisst, langsam, reagierend. Aber ich tat es.

Beständig hielt sein Blick mich in Domino ... in Schach! Meine Gedanken verwirrten sich. Ich wand mich. Ich kehrte das Weisse aus den Augen heraus. Ich wollte trotzen. Aber der Magnetiseur behielt die Oberhand über mir. Ich war ein Medium. Gott hat uns verschiedene Gaben verliehen ...

Auch Bent hatte sich erhoben.

Wir standen starr wie Bildsäulen jeder auf einer Seite des Tisches.

„Es ist wohl das Beste, wir ziehen die Stiefel aus,“ sagte er mit unfasslicher Ruhe.

Ich knirschte mit den Zähnen. Ich wollte nicht gehorchen. Ich wurde kampfmutig. ... Aber die Stiefel musste ich los werden. Es waren Schnürschuhe.

„Jetzt gehen wir!“

Und wir gingen!

Langsam, aber sicher und ohne zu niesen glitten wir auf den Strümpfen über dem kalten Fussboden vorwärts.

Ich hoffte (denn ich konnte noch hoffen!) dass

die Kellner uns sehen und aufhalten würden. Aber sie waren natürlich verschwunden wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt. Und ich hoffte weiter, hoffte auf die tausend Mirakel! Betete zu den Geistern, dass der Fussboden sich öffnen und wir beide herunterstürzten — ich zum Konditor, Bent zum Eisenhändler, wo das Erz in harten Klumpen liegt . . . Und ich bettelte um Gasexplosionen, Dynamitbomben, Hungersnot, Ueberschwemmung und Heuschrecken. . . .

Denn gesetzt, er befähle mir, den Elefanten zu ermorden!

Aber wir waren beständig in zwei rechten Linien vorwärts geglitten, parallel, in Tischesbreite von einander entfernt. Ich hatte mehrmals auszukneifen versucht. Vergeblich! Ich war wie an Bent gekettet. Meine Bahn schien vorgeschrieben . . .

Da sehe ich, dass mitten auf Bents Weg ein Stuhl steht. Ich fasse Hoffnung. Möglicherweise wird dieser Stuhl zum rettenden Engel. Wahrscheinlich wird . . .

Aber Bent beugt sich nach vorn. Packt den Stuhl. Schwenkt den Oberkörper nach rechts. Alles wie auf Kommando. Und stellt den Stuhl von mir fort. Lautlos, unhörbar . . .

Wo gleiten wir hin!

Ich wollte sprechen, etwas sagen, nach der

Absicht fragen. Aber nicht ein Wort kann ich hervorbringen. Doch Bent muss meine Gedanken gelesen haben (Cumberland), denn er legt zum zweiten Male den Mittelfinger gegen den Daumen und lässt ihn emporschnellen. Und dann lächelt er. Hässlich! Ich sehe alle seine Zähne und das Loch, wo ihm der vorderste Backzahn fehlt. Und er hört nicht auf, zu lächeln. Die Lippen bleiben hängen, als ob jemand an einer Schnur gezogen und vergessen hätte loszulassen . . .

Ich fühlte die brennendste Lust, ihm eine Ohrfeige zu versetzen!

„Gustav“, hauchte er plötzlich durch den offenstehenden Mund, „Gustav, du verlierst deine Hosen!“

Ein glühheisser Eiszapfen fuhr mir durch das Rückgrat, während meine Hände gleichzeitig nach meinen Hosenträgern suchten.

„Ho, ho, ho!“ lachte er höhnisch und mit einem Laut wie aus einer Tonne . . .

Der Knoten wurde straff angezogen.

Wir waren zum Sofa gelangt!

Ich wollte Bent zurückhalten, seinen Namen rufen. Er drückte und drückte mich unten im Halse. Aber er blieb stecken. Und nur im Innern meines Gehirnes erklang es regelmässig hämmерnd wie in Schwingungen, die von einem Pendel reguliert wurden:

Bent . . . Bent! . . . Bent . . . Bent!

Nun beugte er sich über den Elefanten. Der Mittelfinger wurde gegen den Daumen gebogen. . .

Bent . . . Bent! Bent . . . Bent! tickte es in mir und um mich herum. Selbst die Uhr über dem Buffet rief angsterfüllt:

Bent . . . Bent! Bent . . . Bent!

„Gib acht“, sagte Bent. Und dann begann er zu zählen:

„Eins“, sagte er.

Und unsere Hände erhoben sich gleichzeitig in gleicher Höhe mit den Augen des Elefanten.

„Herr Jesus!“ schrie es irgendwo in meinem Innern, „Lass es bei der Nase bewenden!“

„Zwei!“ sagte Bent, und er zielte auf das rechte, ich auf das linke Auge des Opfers . . . gelbes Fleisch hatten sie . . .

Da stürzte plötzlich die Welt um uns her in einem ungeheueren Chaos zusammen.

Es klang wie Erdbeben, wie das Gerummel ungeheuer grosser Zylinder, wie unterirdischer Donner, wie Kampf zwischen zahllosen Stückfässern . . . der Fussboden begann zu schaukeln. Die Gaskuppeln tanzten an ihren Stangen. Gläser und Flaschen gingen einander zu Leibe. Die Scheiben klirrten, der Wind pfiff. Rufe ertönten und Geschrei und Glockengeläute, und Traben von Menschenbeinen und Geheul von

Hunden und Katzenjammer und rasselnde
Dampfspritzen: Feuer! Feuer! Feuer!

Es war in elfter Stunde!

— — — Ich erwachte und in meinem Ohr
erklang ein entschwindender Chor von Kinder-
stimmen:

„Immer langsam voran, immer langsam
voran, dass die Krähwinkler Landwehr nach-
kommen kann!“

Und ich packte meinen Freund bei der
Schulter (er sass und schlummerte süß an
meiner Seite) und sagte mit bewegter Stimme:

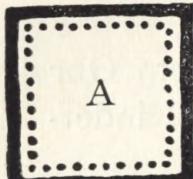
„Bent, ich glaube, wir hatten Albdrücken!“

Und Bent nickte bestätigend:

„Ja“, murmelte er, „ja, die Möwe fliest!“

Erotik

Aufzeichnungen eines Verliebten



A

alle Galanterie ist Geschlechtstrieb, sagt Herbert Spencer, was indessen eine Uebertreibung sein dürfte, all-dieweil ich einem vierzigjährigen Zaunpfahl mit Schnurrbart und einer Mitgift von 200 000 kräftig die Cour schneide.

13. Juli.

Gestern habe ich angehalten, und sie antwortete, indem sie in meinen Armen mitten durchknickte. Also ist die Sache entschieden.

12. Juli.

Sie hat auch eine Mutter, eine ältere Mumie, die stricken und schwatzen kann.

20. Juli.

Wir werden bald Hochzeit feiern. Sie ist es, die 's eilig hat. Gott weiss, wie die Geschichte schliesslich ablaufen mag.

23. Juli.

Ich bin fürs Standesamt, die Weiber für die Kirche. Nun wollen wir sehen, wer der Stärkste ist.

28. Juli.

Die Weiber natürlich! Kirchliche Trauung!
Ich bitt' Sie!

2. August.

Meine Schwiegermutter meint, ich müsste

mir einen Zylinder kaufen. — Gut, ich kaufe mir einen Zylinder! Ich hasse Zylinder!

6. August.

Jetzt gehts los! Diner im Konzertpalast! Und ich, der ich Hochzeitsdiners verabscheue und verachte! Aber, was tut der Deutsche nicht fürs Geld!

10. August.

Heut in drei Wochen soll das Urteil vollstreckt werden. Heiliger Sebastian, bitt' für mich!

11. August.

Sie ging heute beim Diner ausgeschnitten. Ach, du lieber Augustin, alles ist weg, weg, weg!

Abends.

Ich glaube, weiss Gott, ich rücke aus, bestimmt!

12. August.

200 000 fest angelegt, gibt jährlich 8000 jährlich. Assistent in der zweiten Gehaltsstufe gibt 1200 jährlich. Ich bleibe und vertraue auf die Influenza.

13. August.

Sie ist rein verpicht aufs Küssen jetzt. Alle guten Geister, wer doch ein bisschen Ausschlag in den Mundwinkeln hätte!

14. August.

Zwölf Gänge und sieben Sorten Wein. Ich weiss wohl, wer sich einen kräftigen Rausch

holt!

15. August.

Sollte ich mich nicht doch drücken? Könnte ja einen Vikar stellen.

16. August.

Jetzt will die Schwiegermutter, Gott steh' mir bei, auch küssen!

18. August.

Glaube, ich will sehen, dass ich noch vor der Hochzeit das Delirium bekomme.

21. August.

Ach ja, ach ja, ach ja, wer weiss wie nahe mir mein Ende!

23. August.

„Mein Alfons“, sagte sie gestern Abend, als ich sie verliess, „gute ruhige Nacht, mein Alfons!“ Und dann drückte sie eine rauhe Zahnbürste auf meine Stirn. . . . Pftuiii!

24. August.

Ob man nicht doch Gold zu teuer kaufen kann? In acht Tagen. — Heil dir im Siegerkranz, in acht Tagen!

25. August.

Alle meine Bekannten gratulieren mir auf die infamste Weise.

26. August.

Meine Schwiegermutter will bei uns wohnen!
Abends.

Sollte man nicht mit ein wenig Vernunft mit

1200 jährlich ganz glücklich leben können?

27. August.

Zwei ältere Verwandte mit Hängelocken sprechen davon, sich bei der Familie im oberen Stock einzulogieren. — Nun weiss ich bald, was ich tue.

28. August.

Ein alter Onkel mit Polypen in der Nase und Epileptik am ganzen Leibe hat sich die Parterrewohnung angesehen!

29. August morgens.

Habe Aufruhr versucht, wurde aber jämmerlich unterdrückt.

Mittags.

Meine Schwiegermutter sagte vor einer Stunde, dass sie schon alles ordnen würde.

Abends 6 Uhr.

Dänemark, schönstes Land der Länder — jetzt geh' ich nach Hamburg!

31. August.

In dieser kräftigen Hansastadt angekommen, schicke ich folgendes Telegramm ab:

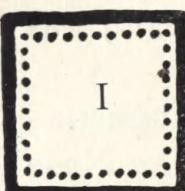
Fräulein Elvira Caspersen,

Solitudevej 101, Kopenhagen.

Auf Grund veränderter Lebensanschauung bitte ich Sie, mich bei dem morgigen Feste zu entschuldigen. — Alfonso.

Eine Geschichte von einem Pelz und einer Krone

Aus dem Tagebuche eines „Viveurs“



ch schaffte mir gestern einen Pelz an. Es war eine Hundekälte, und mit dem Pelz und einer entsprechenden warmen Mütze angetan, wanderte ich die Hauptstrasse der Stadt entlang. Ich grüsste die Vorübergehenden, indem ich aimabel mit der Hand winkte, oder, wenn es kein besser situierter Bürger war, den ich traf, die Finger an den Pelzrand der Mütze erhob und daran zog, während ich gleichzeitig Kopf und Körper zu einem rechten oder stumpfen Winkel bog, ganz nach dem Range oder der Steuerfähigkeit der betreffenden Person.

Vor dem Schaufenster des Buchhändlers, vor welchem ich stets stehen zu bleiben pflege, um mich mit der Literatur á jour zu halten — es regnet ja geradezu Dichter! — standen ein paar Proletarier, eine jüngere Mannsperson und ein dito Frauenzimmer im Gespräch.

Sie war im blossen Kopf und mit blossen Armen und diente wahrscheinlich in einem der umliegenden Häuser. — Er war trotz der Jahreszeit — in Sommerkleidung. Die Hände hatte er tief in den Hosentaschen vergraben, der Rockkragen war hochgeschlagen, und der Kopf

sass ihm ganz unten zwischen den Schultern. Zusammengekrochen stand er da, mit rundem Rücken und krummen Knieen. Augenscheinlich gab er sich Mühe, sich so klein wie möglich zu machen, um der Kälte die allergeringste Oberfläche zur Einwirkung darzubieten.

„Und wo willst Du nun hin?“ fragte das Mädchen.

„Ich gehe nach Römming; vielleicht kann man da Arbeit bekommen.“

Sein Gesicht war weiss vor Kälte. Und man sah seine mageren eckigen Beine in den fadenscheinigen Sommerhosen, die vorn in Fransen und Fetzen um ein Paar alte Zugstiefel hingen, die für seine Füsse dermassen zu klein waren, dass seine Hacken über dem heruntergetretenen Hackenleder sassen.

Doch, was ging das mich an. Ich hüllte mich fester in den Pelz und ging.

Zur Stadt hinaus ging ich und die nackte Landstrasse entlang, wo der Ostwind vom Meere her wie ein Messer einschnitt.

Aber ich zog nur die Mütze tiefer über die Ohren, steckte die Hände in die Aermel des Pelzes und schritt davon, meinen Stock mit dem silbernen Knopf unter dem Arm.

Es begann, zu dunkeln. Es war halb fünf, und die Sonne hatte sich schon längst hinter den Hügelkamm im Westen verborgen.

Draussen über dem Meere hingen einige grosse schwarzblaue Wolken, die aussahen, als hätten sie Uebles im Sinn. Sie glitten still, lauernd höher am Himmel hinauf. Das endigte wohl mit Schneesturm.

Doch ich musste ja hinaus zu dem roten Hause, dem täglichen Ziel meiner Nachmittags-spaziergänge. Genau vor einer Luke, die im Giebel dieses Hauses sitzt, pflegte ich kehrt zu machen und heimwärts zu wandern, mich auf die Zigaretten und den Absinth vor dem Diner freuend.

Der Weg lag öde und leer mit seinen verkrüppelten, verwitterten Bäumchen an den Grabenrändern. Kein Mensch war zu sehen, kein Fuhrwerk zu hören. Nur das klagende Jammern der Telegraphendrähte und das dumpfe Brausen der Wellen draussen vom Meere her umtönte mich unheimlich.

Und ich beschleunigte meine Schritte, um so schnell wie möglich das rote Haus zu erreichen.

Da erklangen auf einmal schleppende Schritte hinter mir.

Ich wandte nervös den Kopf um.

Es war der Bursche, den ich vorhin stehen und mit dem Mädel drin in der Stadt sprechen sah.

Unwillkürlich zog ich die Hände aus den

Pelzärmeln und umfasste meinen Stock mit dem silbernen Knopf mit kräftigem Griff. Man fühlt sich ja niemals sicher vor der tierischen Brutalität derartiger verhungerter Existenzen.

Die französische Revolution mit ihrer ausposaunten Fraterni-, liber- und égalité, die Sozialistenkongresse, die Attentate auf die gekrönten Häupter, Sardinendosen, Anarchistenbomben und der Mord auf den Präsidenten Carnot wimmelten mir im Gehirn herum, während ich auf das famose rote Haus zueilte, das ich sich schon gerade vor mir schwach von der Dämmerung abzuheben begann.

Ich hätte ja sofort umkehren oder in einen Seitenweg ausweichen können?

Keineswegs! Durchaus nicht! Man soll sich nicht von den Unterklassen terrorisieren lassen!

Das fehlte wahrhaftig bloss noch, dass ein gutgekleideter und sesshafter Mann, der pünktlich seine Hausmiete bezahlte, so mir nix dir nix vor jedem schiefhackigen, fransenhosigen Lazzaronie, einem Landstreicher, der die eine Nacht in einem Heuschober, die andere in einem Chausseegraben und die dritte Nacht am Ende gar nicht schlief, in einen Seitenweg ausweiche! He!

Nein, wohnte man wirklich in einer wohlgeordneten Gesellschaft, so müsste die Obrigkeit, die von uns Steuerzahlern erhalten wird,

diesen Lümmeln ganz gewiss nicht erlauben, nach Anbruch der Dunkelheit umherzugehen.

Sie müsste sie so gegen vier, fünf Uhr in Verwahrung nehmen und sie erst bei Sonnenaufgang wieder loslassen! . . .

Nun hatte ich das Haus erreicht, stand mitten vor der Luke und machte rechts um.

Von dem Banditen war nichts zu sehen. Ich lauschte: Ja, ich hörte doch seine schleppenden Schritte. Und da kam er selbst aus der Finsternis heraus.

Herrgott, wie kam er mir doch eigentlich ehrbar vor! Die Arme waren bis zu den Ellenbogen in die Taschen eingebohrt, und er schien noch kleiner als vorhin, da ich ihn in der Stadt sah. Und wie ihm die Hosen doch um die dünnen Beine flatterten! Hätte überhaupt gern gewusst, ob es im grossen ganzen Fleisch und Knochen da in den Sachen gab!

Ha, ha, wie musste er frieren!

Hätte man noch ein Glas Madeira dry oder eine Flasche Chambertin gehabt, um sie in ihn hineinzugießen! — Und nun fing es überdies noch an zu schneien . . . mit feinen kleinen Eisnadeln.

Er trottete davon auf seinen niedergetretenen Stiefeln, die Gräben entlang, den Kragen hoch um die Ohren, und die blöden Augen starrten zwinkernd aus dem bleichen Gesicht vor. Er

hatte den Wind und die Eiswolken gerade gegen sich. . . .

Plötzlich lief ich schräg zu ihm hinüber.

„Die sollen Sie haben!“ sagte ich und reichte ihm eine Krone hin, die ich aus der Tasche gefischt hatte. — „Die sollen Sie haben, weil Sie mich nicht in die Luft gesprengt haben.“

Der Bursche sah mich mit grossen verständnislosen Augen an. Aber er streckte doch die Hand aus und nahm das Geldstück.

„Dank, Herr, Dank“, murmelte er, „und Gott segne Sie!“

„Das tut er wohl!“ sagte ich, war aber schon ein ganzes Stück von ihm entfernt. Es schneite immer stärker, und ich eilte auch heim, denn es ist sehr unangenehm, wenn einem der Pelzrock nass wird!

Was soll uns der Star

D

ie Sonne hing wie eine grosse weiss-glühende Kanonenkugel direkt über dem Dampfer, so dass vom Vorderdeck bis zum Achterdeck ein Duft von Teer und Tauwerk herrschte. — Vier halbnackte Matrosen rannten mit Schläuchen Eimern, Besen und Schweppern herum und spülten das Deck. Meist musste man das ganze Fahrzeug unter Wasser setzen in diesen glühenden Septembertagen hier auf dem Mittelmeer, damit nicht alles Holzwerk barst und platzte und zu Staub und Asche verbrannt wurde von diesem Segen Gottes von einer höllischen Sonne!

Das Meer lag fett und faul und glich dick-flüssigem halbgeronnenen Oel, das sich mit einem murmelnden beleidigten Schülpern an den Wänden des Dampfers entlang schleppete, während dieser sich vorwärts arbeitete. —

Ja, die Schute selbst schien am liebsten alle Tätigkeit einzustellen und das Ganze aufgeben zu wollen, denn sie zitterte und pustete und stöhnte, und schleuderte grosse wütende Rauchwolken schief aus ihrem Schornstein, wie ein geplagter Familievater bei dreissig Grad Reaumur. — Ohne ein Wort zu sprechen, wateten die Matrosen umher, das Hemd offen und die Beinkleider bis über die Kniee aufgestreift.

Wäre nicht die Disziplin und die dem Menschen seit dem Sündenfall innewohnende Schamhaftigkeit gewesen, so wären sie wohl am liebsten splitterfasernackt herumspaziert; aber nun bezwangen sie sich und schwitzten mit Anstand und taten ihre Pflicht, indem sie das Wasser über Deck ausgossen, dass dieses eigentlich wie ein kleiner Binnensee aussah. Aber sie taten ihre Arbeit ohne den gewöhnlichen Humor. Es war nämlich am vierten Tage, seit sie Messina verlassen hatten, und diese ewige, lebenskräftige Sonne, die von diesem ewigblauen Himmel auf dieses ewigblaue Meer heruntersengte, machte sie dumm und blöde. Und dann gingen ausserdem einem jeden von ihnen die sechzehn langen Nächte und Tage Segelfahrt nicht aus dem Kopfe, die noch bevorstanden, ehe sie wieder Land unter die Füsse und Weiberfleisch zwischen die Finger bekamen, und namentlich das letztere ist hart genug zu entbehren für einen warmherzigen Jungen, der mit einem Frachtdampfer auf dem Mittelmeer fährt, wo man gewöhnt ist, mindestens einen Tag um den andern einen Hafen anzulaufen. Sechzehn lange Etmal, ehe sie wieder nach Dänemark heimkehrten. Und vielleicht achtzehn, zwanzig, fünfundzwanzig! — denn natürlich bekamen sie Gegenwind im Meerbusen von Biscaya und Sturm und Nebel im Kanal und in der Nordsee.

Nicht eine einzige Douche hatte der Strahlenmeister Jacob auf den dicken Jungmatrosen Peter gerichtet, der schwitzend und krummgebeugt herumlief und mit dem nassen Schwepper matt auf die Deckluken patschte, um auch das Segeltuch zu erfrischen, das darüber gespannt war. Nicht mit einem einzigen kleinen Spritzer hatte er ihn aufgemuntert. Und gerade heute hätte Peter gewiss eine Abkühlung not getan, denn in seinen schwelrenden Hintern und seine dito Beine schien sich die Sonne geradezu verliebt zu haben; seine Beinkleider platzten bei nahe, so hatte die Sonne diese Körperteile ausgedehnt.

Der erste Steuermann kam vorbeigegangen und sah den Jungmatrosen Peter von oben bis unten an.

„Hör mal, Peter“, sagte er dann, „Du musst Dir bei Gott heute Abend des Kapitäns Stiefelknecht leihen, um die Hosen runterzukriegen.“

Peter lachte nicht über diesen Ulk und keiner der Kameraden lachte. Ja, sie lächelten nicht einmal, was sie doch sonst höflichst zu tun pflegten, wenn der Steuermann seinen erhabenen Mund auftat. Sie duckten die Köpfe nur tiefer unter die Strahlen der Sonne und spülten darauf los. Es war, als ob dieses Plätschern und Rieseln des Wassers rings umher sie noch blöder machte. Oder ihr scheinbar eifriges Be-

schäftigtsein mit der Arbeit hatte am Ende auch den Grund, dass sie direkt keine Pause machen mochten!

Nun tauchte oben auf dem Zwischendeck der zweite Maschinenmeister von der Maschine auf. Der Schweiss rann ihm von Gesicht, Hals und Brust wie Tau von einer Fensterscheibe. Er trocknete sich mit seinem fettigen und russigen Schweißtuch ab, sandte einen matten nebelum-schleierten Blick über das Meer hinaus und zur Sonne empor, der er mit der geballten Faust drohte und sank dann mit einem langgezogenen — resignierten Puhh —! an der Nordseite des Hühnerkäfigs nieder, der einen Schatten von einer knappen halben Elle über das Deck warf. In seinem Fall stiess er so heftig gegen besagten Käfig, dass dieser in all seinen Fugen krachte; aber die Hühner drinnen achteten nicht darauf; sie sassen auf ihren Stäben, dick vor Hitze, mit gähnenden Schnäbeln und elegisch blinkenden Augen, einer Ohnmacht nahe.

Und wilder und wilder briet die Sonne auf das Schiff herab. Und kam auch ab und zu ein einzelner kleiner Hauch von der See her, so war dies keineswegs ein erfrischendes Lüftchen. Weit eher empfand man es als einen erstickend heissen Sirocco-Kuss „von Afrikas brennenden Landen“ drüben, deren Küste man am südlichen Horizont als einen blassgrauen, wärme-

zitternden Nebelstreifen schwach erblicken konnte.

Bald nachdem der Steuermann hinter der Tür zu seinem Verschlage unten verschwunden war, hatten sich die Matrosen doch, einer nach dem andern, entschlossen, eine kleine Pause zu machen. Ihre Gesichter glühten wie das Antlitz des zunehmenden Mondes, und ihre Glieder waren schwer wie Blei. Aber sie fühlten die Wärme nicht mehr, sie genierte sie jetzt nicht so sehr wie gleich zu Anfang der Arbeit; sie hätten nur mit Wonne und vieler Freude ihre halbe Monatslöhnnung geopfert, um sich platt auf Deck hinwerfen zu dürfen, so lang und dick wie sie waren — und die ganze Monatslöhnnung, um ungestört ein Nickerchen machen zu dürfen, ein Nickerchen mit Pfeifen und Trommeln und prustendem Dampf aus allen Schnarchventilen.

Zuerst standen sie und schielten nach dem Verschlage des Steuermannes, um sich nicht überraschen zu lassen, wenn er glötzlich wieder auftauchte. Aber nichts Beunruhigendes zeigte sich, alles Lebende schien zur ewigen Ruhe eingegangen. Man hörte nur das dumpfe Dröhnen der Maschine und das kratzende Hämmern der Ruderkette, wenn das Steuerrad langsam gedreht wurde.

Und so sank erst der Kopf des dicken Peter zur Ruhe, das Kinn fiel gegen seine entblößte,

von der Wärme rotpunktierte Brust; er öffnete den Mund, schnalzte ein paar mal mit der Zunge, stiess einen gurgelnden Laut aus und war weg. Und Jacob und Sören und Lars sahen sich an und sahen Peter an, blinzelten mit den Augen, krauteten sich in den Nacken und unter den Armen, gähnten, streckten sich und fielen hin; der eine stand gegen die Lastluke gelehnt und mit dem Kopf hintenübergebeugt, der andere hatte das Gesicht in den Händen verborgen und seine Ellbogen ruhten auf dem Geländer; der dritte sass zu Anfang kerzengerade auf einer Taurolle, glitt aber nach und nach von ihr herab, bis er in einer Wasserpütze auf Deck endete, wo er lag und breit und selig lächelte und träumte, dass er auf einer mildtemperierten Insel inmitten eines kühl rieselnden Bächleins läge. Und dann herrschte für eine Weile Totenstille auf dem Schiffe, das einem schwimmenden Krematorium glich, mit seiner schlummernden Besatzung durch die brennenden Flammen des Fegefeuers zu gleiten schien. — — —

Bis auf einmal ein pfeifendes klares Zwitschern über den Köpfen der Schlafenden erklang.

„Thü- it, hü- it, hü hü- hüü- tit tit, tit!“

Die Matrosen fuhren mit einem Ruck aus ihrem Schlafe auf und sahen sich verwirrt um.

— „Das ist der Star“, sagte der dicke Peter,

der zuerst zum Bewusstsein erwachte.

„Ja, das ist, der Teufel frikasier' mich, auch wirklich der Star“, sagte Sören und sprang von seinem Flussbett auf.

„Der Star?“ fragte Jacob und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

Und es war wirklich der Star. Er sass dort auf dem Zwischendeck beim Hühnerkäfig und guckte lüstern durch das Gitter auf die Brotkrumen, die drinnen auf dem Boden lagen.

Eine Böe hatte den Vogel vor ein paar Tagen an Bord geweht, und mehrmals schon war die ganze Schiffsmannschaft zusammengesprungen, um ihn zu fangen. Aber das Tier war behender gewesen als die Menschen und hatte sie gefoppt. Und gestern hatte es sich gar nicht gezeigt. Und nun war es plötzlich wieder da.

„Jetzt können wir ihn erwischen“, sagte Peter, und alle Müdigkeit und Unlust war ihm wie aus dem Fleisch geflogen. „Schleich Du Dich auf die andere Seite des Bauers, Jacob, dann erwischen wir ihn!“

Und Jakob, der ebenfalls in einem Nu vollständig munter geworden war, schlich davon wie ein Kater auf die Mäusejagd. Er schlich sich vorsichtig die Treppe zum Oberdeck empor, die Finger hielt er wie zum Griff gespreizt, die Zungenspitze war zwischen seinen Lippen sichtbar und er balanzierte völlig auf den Spitzen

seiner grossen flachen Zehen vorwärts.

Aber als der Star ihn ankommen sah, machte er sich davon. Er schwirrte flott Lars und Sören über die Köpfe hinweg und liess sich dort auf dem Achterdeck nieder.

„Fass' ihn, Sören, fass' ihn!“

Sören nahm das Deck in drei Sprüngen und er hob schon die Hand, um zuzugreifen. Aber mit einem leisen erschrockenen Hy- it - ! schwang sich der Vogel um den Mast herum und schwebte herab, Lars beinahe vor die Füsse.

„Schmeiss' Dich hin, Lars! Schmeiss' Dich hin! Schmeiss' Dich hin, dann hast Du ihn!“ schrie Jacob. „Er ist matt!“

Und Lars schmiss sich, so lang wie er war, auf das nasse Deck. Aber den Star bekam er doch nicht. Er klatschte bloss mit seinen grossen schmierigen Händen ins Wasser, dass es ihm um die Ohren spritzte.

„So'n Kuhtreiber!“ schalt Peter. „Ich sollt's nur gewesen sein! Ich hätte ihn schon gekriegt!“

„Ja, Du freilich! Du hast ja so mobile Schinken wie 'ne Heuschrecke!“ parierte Lars.

„Ja, ich habe Gott sei Dank, ein bisschen mehr Fleisch auf den Knochen als Du — Du verhungertes Gespenst“, griente Peter boshaft.

„Na, ich hätte eigentlich Lust, Dir mit einer gewissen Omelettigkeit den Kopf in den Bauch

zu transportieren!“ nickte Lars und stellte sich in Positur.

„Dann müsste er sich doch erst die Hosen abstuppen, denn sonst würde es um das Lastrum faul stehen“, meinte Jacob tiefsinnig.

„Da ist er wieder! Da ist er wieder!“ schrie Sören plötzlich und deutete auf den Hühnerkäfig, auf dessen Spitze der Star wieder Platz genommen hatte.

Und augenblicklich vergass man das Gezänk und begann die Jagd von neuem.

Man zerstreute sich über das Deck und fuhr wie besessen hinter dem armen Vogel her, der zu müde war um das Schiff verlassen zu können und sich deshalb darauf beschränken musste, vom Vorder- nach Achter- und vom Achter- nach Vorderdeck zu fliegen und sich, so gut es ging, in die Wanten und Raeen hinaufzuretten. Aber unaufhörlich wurde er von seinen blutdürstigen Feinden verfolgt und immer erschöpfter wurde er.

Aber je matter das Tier wurde, desto mehr Schneid kam in die Jagdherren. Sie schienen ganz an Sonne und Sirocco und Müdigkeit und Unwillen vergessen zu haben.

Bald sah man den dicken Peter seitwärts auf einer Raae sitzen, wo er sich nur dadurch festhielt, dass er die Beine zusammenklemmte, während er mit ausgestreckten Händen, vorquellen-

den Augen nach dem armen Star grapste, der auf den äussersten Punkt des Raanocks geflüchtet war. Und bald sah man Lars und Sören auf je einer Seite einer offenstehenden Luke auf dem Bauche liegen und gleichzeitig mit den Händen in die Oeffnung fahren, um das Tier zu packen.

Aber endlich war es den Matrosen geglückt, das Tier so müde zu machen, dass es nicht mehr ordentlich zu fliegen vermochte. — Es konnte nur mit seinen ausgespreizten Flügeln um sich schlagend über das Deck hinflitzen. Und nun hatten sie es in einem Kreise dort bei der Achterluke eingeschlossen. — Sie hatten den Kajütanjungen und den zweiten Maschinenmeister, den sie hinter dem Hühnerkäfig geweckt hatten, stark für die Sache interessiert und die ganze Kompagnie war rings um den Vogel aufgestellt, der ganz klein und zusammengekrochen in ihrer Mitte sass und vor Angst mit den Augen blinzelte. — Jetzt sollte er ihnen nicht entwischen! — Nur ein Posten dort an der Treppe zum Mitteldeck war nicht besetzt! Aber das ging schon, wenn sie sich bloss ein bisschen fix drehen konnten. So ein alberner Star, der sie so lange zum Narren gehalten hatte! Jetzt wollten sie ihn schon krebsen!

Der Maschinenmeister sollte zählen: Eins,

zwei, drei! Und dann wollten sie alle vorstürzen und das Deubelsding schnappen!

„Was, zum Satan, habt ihr denn vor?“ ertönte da plötzlich eine spitze schnarrende Stimme, welche wie ein Messer die Spannung und Rührigkeit der Jäger mitten durchschnitt.

Es war der Zimmermann, der oben auf dem Mitteldeck stand und mit einem halb wütenden, halb spöttischen Grinsen um den Mund auf die eifrigen Matrosen herunterblickte. Er hatte ein kleines gelbliches spitznasiges Gesicht, der Zimmermann; die Kameraden fürchteten ihn und sahen zugleich zu ihm empor. Denn er war „begabt“, hiess es; und dann war ihm seine Frau mit einem „Kunstreiter“ durchgebrannt.

„Der Star, Zimmermann! Wir werden so gleich den Star fangen!“ sagte der dicke Peter und machte einige mystische, Schweigen bedeutende Zeichen mit den Händen.

„Wir werden ihn gleich wegschnappen“, nickte Jacob.

„Psst!“ flüsterte der Kajütanjunge, er war so eifrig, dass er am ganzen Leibe zitterte.

„Jetzt zähle ich!“ sagte der Maschinenmeister.
„Aufgepasst!“

Alle Mann richteten sich empor, die Muskeln ihres Gesichtes und die Finger spannten sich, und ihre Augen waren wie behext von dem armen kleinen bebenden Tier vor ihnen.

„Eins, —! zählte jetzt der Maschinenmeister.

„Stell' Dich an die Treppe hin, Zimmermann!“ flüsterte Lars kurzatmig.

„Stell' Dich an die Treppe, sonst entwischt er vielleicht auf dem Wege!“

— „Zwei!“ — zählte der Maschinenmeister. Und nun gab es wirklich einige unter den Matrosen, die vor ihren Augen Blut sahen.

Aber in dem Augenblick, als der Maschinenmeister sagen wollte: „Drei!“ fragte des Zimmermanns kalte schnarrende Stimme mit einem wütenden Ton, wie man ein Stück Schirting mitten durchreisst:

„Ja aber, was soll uns, zum Teufel, der Star?“

Und im selben Augenblicke sanken die Hände der Jäger an den Hosennähten herunter, und es wurde ihnen allen ganz mürbe und weich in den Knien. Der Maschinenmeister vergass Drei! zu zählen und alle glotzten abwechselnd sich untereinander und den Zimmermann an mit grossen dummen Augen — — ja, — — was in des Satans heisster Hölle sollte ihnen eigentlich der Star?

Eine Neujahrsvisite

E s war Neujahrsmorgen mit Reif und Schnee und Sonnenschein über allen Strassen und Wegen.

Die Bauern kamen in Wagen und Schlitten zur Kirche gefahren. Quabbeligfette klumpfüssige Pferde stampften unausgesetzt über die Brücke am Zollhause. Es klang wie Donner und Erdbeben, und ein wogender Dampf stand um die Tiere wie von einem Waschkessel in Tätigkeit.

Nun begannen die Kirchenglocken zu läuten. Zur Feier des Tages wurden zwei in Bewegung gesetzt. Aber sie hielten nicht Schritt. Machte die eine einen langen Schritt, so machte die andere zwei kurze. Man wurde ganz atemlos beim Zuhören. Auf mich wenigstens übte das dieselbe Wirkung, wie wenn ich mit meinem langbeinigen Vetter spazieren gehe. Ich musste hie und da stehen bleiben und mit dem Kopf schütteln und abwehrend mit der Hand winken und ganz tief Atem holen.

Aber der ganze kleine Ort wurde gerade durch dieses Glockengeläut in behagliche Stimmung versetzt, und mit dem Goldschnitt-Gesangbuch unter dem Arm und gravitätischer Miene unter dem Hut wanderte man zur Kirche.

Auch ich wanderte, aber beim Zollamt

schwenkte ich rechts um und schlug den einsamen Weg längs der Hintergärten am Haff ein.

Hier türmte sich der Schnee zwischen den Hecken, und nur in der Mitte hatten die promenierenden Damen der Stadt einen schmalen Gänseweg getrippelt. Und obendrein hatte Gerber Lauritze noch ein paar Kalbsfelle auf seine Planken gehängt. Die stanken entsetzlich in der Sonne.

Wieder machte ich kehrt, und diesmal schlug ich den Weg zum Hafen ein. Da konnte ich doch auspusten. Ich ging hin und sah mir die drei havarierten Schoner an, die der Dampfer nach dem Sturm hier hereingeschleppt hatte.

Bei dem einen war der Reling lahm.

Sie konnten gerade so knapp von drei Spill und achtzehn Mann heraufgeholt werden“, sagte der Zimmermann gestern, als ich mit ihm sprach.

„Sind Sie hier, Schmigelow?“ rief ich, aber kein Schmigelow war zu sehen.

Die beiden hintersten Masten des Schoners waren gekappt.

„Man musste sie ja abhauen“, sagte Schmigelow, „denn er fing ja an, Fandango zu tanzen.“

Ich ging näher zum Schiff hin. Seitwärts hing eine Strickleiter herunter.

„Die ist zum Heraufkriechen“, dachte ich.

„Ob das wohl schwer ist? Wo ist nur der Zimmermann? Ich hätte beinahe Lust, an Bord zu gehen . . Schmigelow!“ rief ich. „Schmigelow! Fröhliches neues Jahr, Schmigelow!“

Niemand antwortete. Die Kirchenglocken hatten aufgehört zu läuten, und es war ganz still um mich her, keine Menschen und keine Wagen.

„Schmigelow!“ rief ich wieder und hämmerte mit meinem Stock an die Schiffsseite; der Mann konnte ja in einer Kajüte stecken. —

„Schmigelow, sind Sie da?“

Kein Ton. Nur einen Sperling sah ich von einem der gekappten Maste auffliegen und über das Haff davonziehen.

„Er ist in der Kirche“, dachte ich. „Die ganze Stadt ist in der Kirche; da kannst du getrost hinaufgehen; du musst doch auch dein Vergnügen haben!“

Und ich begann die Strickleiter hinaufzukrabbeln. Das ging doch nicht so leicht; ich brauchte beide Hände dazu, und den Stock musste ich fallen lassen.

Endlich kam ich soweit, dass ich den Kopf über dem Reling hatte; und da sass ich nun und glotzte wie ein Frosch auf dem Rande einer Mergelgrube. Alles auf Deck, die Falltüren, die Karren, die Tonnen und die Eimer, war hellgrün gestrichen, und über die Farbe hatte

sich Reif gelegt. Das Ganze sah aus, als wäre es aus kandierten Kürbissen gemacht.

Ich wandte mich um und warf einen Blick auf den Platz hinüber. Leer! Ich blickte auf die Zollamtsbrücke: Kein Wagen! Ich spähte die Strasse hinauf: Keine Menschenseele!

Da fasste ich einen kräftigen Entschluss und schwang die Beine über die Brüstung.

„Während die ganze Stadt Psalmen singt und ans Mittagsessen denkt“, sagte ich mir, „kannst du in aller Gemütlichkeit deinen Wissensdrang befriedigen!“

Ich war nun nicht ganz so mutig, wie ich gern scheinen wollte. Denn da war ja der Kapitän!

Ich hatte ihn nur ein paarmal gesehen, denn er sass gewöhnlich oben im Städtchen und trank; aber mir war ein wenig bange vor ihm, und zwar nicht ohne Grund, wie jeder zugeben wird. Ich stand nämlich eines Tages hier unten an der Schute und sprach mit meinem Freunde Schmigelow, als der Bursch plötzlich neben mir steht, mich hart beim Arm packt, mir ins Gesicht starrt und sagt: „Pfui Teufel, wie Sie dem Satan ähnlich sehen!“ Und dann krabbelte er in sein Schiff hinauf.

Schmigelow suchte mich zu beruhigen und sagte, ich solle mich nicht um das kümmern, was der Kapitän schwatzte, denn er sei ein

Fantaniker und hätte Dilerium.

Und ich ging ja auch zu Schmigelow und sprach mit ihm, wann es mir passte. Aber ein mystischer Schrecken steckte mir doch im Blut, und jedesmal, wenn der „Fantaniker“ sichtbar wurde, legte ich das Ruder um und zog davon.

Aber wie, wenn er nun gerade heute unten in der Kajüte sässe!

Es rollte so wunderlich verblümt im Schiffe, als ich über das Deck hinging, und einen Augenblick lang schien es mir, dass ich gewiss am besten täte, umzukehren.

Aber dann setzte ich die Füsse hart auf die Planken auf und schritt weiter: Schmigelow konnte ja unten in der Kajüte sein!

„Schmigelow!“ rief ich. „Schmigelow! Sind Sie dort unten?“

Nicht ein Ton, nicht das leisteste Geräusch!

Der Hafen lag öde und leer da, und Gottes Sonne schwebte über den Wassern.

Ich wanderte umher und besah das Inventarium: die Eimer und die Tonnen, die Ankerwinde und das Tauwerk. Die Sonne hatte den Reif tüchtig mitgenommen, die Kandierung lief von dem Kürbis herunter. Und die einzelnen Schneeklumpen, die hie und da auf dem Verdeck lagen, schmolzen zu Bächlein. Dort vor der Kajütentür hatte sich sogar in einer Senkung ein kleiner Tümpel gebildet. Ich wurde

von einer Frühjahrsstimmung ergriffen und musste an Wasserpfützen und Vogelsang und Waldseen und kleine Mädchen denken. Ich setzte mich auf eine Taurolle und gab mich meinen Phantasien hin. Aber bald durchfuhr mich ein Schauder. Das Thermometer zeigte gewiss mehrere Grad Kälte, und Sommerphantasien und Winterröcke vermögen uns keineswegs die kalte Wirklichkeit vom Leibe zu halten.

Ich erhob mich, um das Schiff zu verlassen. Aber als ich einen Abschiedsblick über das Verdeck warf, bemerkte ich eine kleine weisse Maus, die an der Pfütze bei der Kajütentür sass und Wasser schleckte. Ich glaubte direkt zu hören, wie sie schlürfte. Ich schlich auf den Zehen hin. (Das Leben und Treiben der Tiere hat mich stets interessiert, es erinnert so sehr an das der Menschen, finde ich.) Die Maus erhob den Kopf und blinzelte mich kokett mit ihren süßen kleinen Augen an. (Es muss eine weibliche Maus sein, sagte ich mir.) Dann nahm sie einen letzten Schluck, schüttelte ihre Vorderpfoten, die ein wenig nass geworden waren und verschwand in der Kajüte.

Als ich zur Tür gekommen war, sah ich, dass die Maus sie angelehnt gelassen hatte. Ich hielt das für eine Einladung, zögerte keinen Augenblick, sondern öffnete sie ganz und stieg herab, indem ich vorsichtig die Tür hinter mir

zuzog.

Fünf Schritt, glaube ich, stieg ich hinab. Mitten in der Kajüte standen ein Tisch und ein Stuhl. Mitten auf dem Tisch sassen drei weisse Mäuse und knabberten an einem Zwieback. Unten auf dem Fussboden, an dem einen Tischbein, stand eine vierte auf den Hinterpfoten und bemühte sich vergebens, hinaufzukrabbeln. Es war derselbe kleine Taugenichts, der mich oben auf dem Verdeck angeblinzelt hatte; an den Augen erkannte ich sie. Ich bückte mich und fasste sie vorsichtig zwischen zwei Finger und setzte sie auf den Tisch (es war wirklich eine Mäusedame), wo sie sich augenblicklich an den Zwieback machte.

„Allerliebste kleine Dame!“ sagte ich und streichelte mit meinem Ringfinger ihren weissen Rücken. Und sie wandte mir das Schnäuzchen zu und lächelte . . . und scharrete dann wieder an ihrem Zwieback.

Die Sonne schien durch die Luke links herein, und die Strahlen spielten über den Tisch und die Mäuse. Es sah da unten dermassen gemütlich aus, dass ich beschloss, mich ein wenig niederzulassen. Es war ganz warm, das Feuer im Kachelofen musste eben erst ausgegangen sein.

Ich sah mich um: dort an der Wand hing ein Spiegel und an diesem stand auf einem

Brett ein irdener Teller mit Wasser darin und haarvermischter Seife an den Rändern. Auch Bilder hingen da. Namentlich eines sprach mich an. Es stellte zwei halbbetrunkene Matrosen dar, die Arm in Arm mit einer hellroten Schönheit konversierten, welche in einem langen blauen Hause an einem Fenster mit grünen Vorhängen sass. Das Schiffsbett an der Wand rechts sah aus, als ob eben erst jemand herausgesprungen wäre; die Decke war zur Seite geschlagen, und das Laken war vom oberen Ende herabgeglitten und hing auf den Fussboden hinunter. Am Fussende des Bettes stand eine grün angestrichene Schiffskiste mit grossen schwarzen Eisenbeschlägen. Auf der Kiste lag ein aufgeschlagenes Buch, alt, mit gelben Blättern und grossen, groben gotischen Buchstaben.

Ich nahm das Buch; liess es aber im selben Augenblick, starr vor Schrecken, fallen; denn eine schnarrende Stimme rief zitternd vor Wut:

„Reitet Dich der Teufel, Du Stockfisch?“ Ich sank direkt zu meiner halben Höhe zusammen, und meine Waden baumelten vor Nervosität. Entsetzt starrte ich auf die Mäuse, aber die sassen ruhig da und frassen an ihrem Zwieback.

„Väterchen, Väterchen!“ klang die Stimme wieder, aber in verhältnismässig weichem und einschmeichelndem Ton.

Nun erhab ich den Kopf. Und dort über dem Kachelofen, ganz in der Ecke versteckt, sah ich in einem Bauer einen grossen grasgrünen Papagei.

„Puh,“ sagte ich ganz laut und griff mir an den Kopf. „Das infame Tier hätte mich beinahe zu Tode erschreckt.“

Ich bückte mich und hob das Buch von der Erde auf.

„Zucker! Zucker!“ schrie der Papagei.

„Den Teufel sollst du haben, aber keinen Zucker!“ Und nun war ich der Wüterich.

„Du hartgekochter Flugfisch!“ ertönte es von dem Papagei.

Nun ging ich hin und nahm das Laken aus dem Bett, um es über das Bauer zu breiten.

„Reitet Dich der Satan, reitet Dich der Satan?“ schrie das Tier rasend.

Aber ich kümmerte mich nicht mehr um sein Schreien, legte das Laken doppelt zusammen (es war übrigens nicht ganz rein) und breitete es über den Käfig.

„Väterchen, Väterchen,“ jammerte der Papagei unter dem Tuch, und das in einem so reuevollen Ton, dass mir weich ums Herz wurde und ich Mitleid mit ihm empfand. Ich nahm den Mäusen ein Stückchen von ihrem Zwieback fort.

„Ist das Kind nun artig?“ fragte ich und

lüftete einen Zipfel der Decke.

Der Bursche sass auf der obersten Sprosse und schielte fanatisch auf mich herab.

„Da schau“, sagte ich und warf den Zwieback in den Käfig.

Der Vogel enterte langsam herab, nahm das Futter und machte eiligst, dass er wieder auf seinen Platz hinauf kam.

„Sind wir nun gute Freunde?“ fragte ich, und es lag wirklich sowohl Wärme als Versöhnlichkeit in meiner Stimme.

„Halt's Maul!“ antwortete der Esel, und den Mund hatte er voll Zwieback.

Da gab ich jede Diskussion auf und liess den Vorhang fallen.

Und dann setzte ich mich auf den Stuhl vor den Tisch und betrachtete die Mäuse. Die hatten sich satt gefressen und lagen, die Schnauzen in die gegenseitigen Pelze gebohrt da und hielten ihr Mittagsschlafchen. Es war ein niedlicher Anblick, wie die Sonnenstrahlen über die schlummernden Tierchen hinglitten. Ich wurde ganz sentimental dabei. Der Schlaf von Tieren, Frauen und Kindern hat so etwas Rührendes und dann sind sie auch am schönsten, wenn sie schlafen, — und am umgänglichsten. Auch der Papagei schien zur Ruhe gegangen zu sein. Es war ganz still in der Kajüte. Ich konnte meine Uhr in der Westentasche ticken

hören.

Das Buch, das ich vor mir auf den Tisch gelegt hatte, nahm ich wieder zur Hand, öffnete es aufs geratewohl und las:

Wenn *Rocheſſoucault* sagt: *Tout est fortuit dans la vié, même la naissance, il n'y a que la mort, qui soit certaine, —* so hat er hierin wohl Recht. Und nicht weniger richtig drückt sich der *Abbé Testy* aus, wenn es heisst: *C'est un arêt du Ciell, il faut que l'homme meurt — — — der Mensch soll also sterben; d. h. der immaterielle Geist soll sich von dem groben materiellen Körper trennen.*

„Da kann man sich wirklich gar nicht so sehr wundern, dass der Kapitän wahnsinnig geworden ist!“ dachte ich. — „Was um Himmels willen ist dies nur für ein Buch!“

Und ich schlug das Titelblatt auf und las:

Ueber

Geister und Gespenster.

Philosophisch-historisch betrachtet.

„Das ist etwas für mich“, dachte ich, setzte mich am Tisch zurecht, den Kopf in die Hände gestützt, schlug das Buch auf — es war gerade Seite 70, — und las eifriger:

Noch heutigen Tag es (im Jahre 1795) lässt man sich andächtiglich erzählen, wie Herr Michael Petersen aus Oddis, welcher

gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts Pfarrherr in Steudrup im Haderslebischen gewesen, vormals Hirsche und Hündinnen beschwor und durch einen der Einwohner namens Biörn die Seehunde, welche sein Fischer-Garn verdorben, vorladen liess, und wie er des Abends, als er von S....v kam, und man ihm erzählte, wie sichtbarlich der leibhaftige Teufel dort im Moore herumspazierte und ihn einen Katechismusjungen nannte, flugs aufstand und sofort mit dem bösen Geiste anband. Schwer hielt es lange, aber als er sich zu helfen wusste und einen Schilling in des Satans glühenden Schlund warf, da bezwang er ihn, und — so sagt man — schlug an derselbigen Stelle einen Pfahl ein, der noch heutigen Tages da steht. Und es berichtet Rohde von demselben Herrn Michael, dass ihm nicht davor graute, nachts einsame Stätten aufzusuchen, um sich mit Gespenstern herumzuschlagen. Doch — heisst es weiter — seine Frau strafte ihn dafür.

Worin die Strafe eigentlich bestanden hat, davon erwähnt Herr Rohde nichts. Auch lässt sich nicht erkennen, ob sie strafete, entweder weil sie als ein liebendes Frauenzimmer den Mann keiner Gefahr aussetzen wollte, oder weil sie nicht gern in ihrer Nachtruhe

gestört werden wollte, — oder vielleicht weil sie sich nicht allein zu liegen getraute; aber wahrscheinlich ist das Letztere der Fall gewesen; denn einige wollen sogar behaupten, dass wenn die Predigerfrau am allerheftigsten schalt, er ihr mit Sanftmut und Gelassenheit erwidert haben soll: „Brummen nicht, allerliebster Engel! Du bist janiemals allein; denn meine Seele ist stets bei Dir.“....

Ich vertiefte mich mehr und mehr in dieses höchst belehrende Buch. Und während ich von feurigen Drachen und von Irrlichtern und verborgenen Schätzen, von wandelnden Gerippen und feuchten Sterbekleidern las, vergass ich die Welt um mich herum: die Mäuse auf dem Tisch, den Papagei in der Ecke, alles, selbst die Stelle, wo ich mich befand. Ich hörte Stimmen und das Geräusch von Fusstritten, aber es floss mit dem zusammen, was ich las, und ich achtete nicht darauf.

Bis plötzlich die Kajütentür mit einem Fusstritt aufgestossen wurde und ich ein paar tranige Wasserstiefel auf der obersten Treppenstufe stehen sah.

„Ein Mädel auf den Knien, federom, federom, federom bombom!“ summte eine tiefe, belegte Stimme, und die Stiefel begannen die Treppe hinabzusteigen.

„Vater, Väterchen!“ schrie der Papagei unter

dem Tuch, und die Mäuse wachten auf.

Ich warf schnell das Buch auf die Schiffs-kiste zurück und er hob mich.

Dann stand der Mann unten in der Kajüte. Es war der Kapitän, der Fantaniker! Ein grosser, derber Mann war es, in blauem Anzug und mit einem roten, glänzenden Gesicht, glatt-rasierten Wangen und Kinnbart. Und er war sternhagelbetrunken.

„Da ist er!“ sagte er, als er mich entdeckte. „Da ist er!“ Und sein Auge glänzte vor Hass und Furcht, während er den Stock, den er in der Hand hielt, drohend gegen mich er hob.

Ich sah ein, dass schnell etwas geschehen musste, weshalb ich mit zwei Fingern jeder Hand die Kapuze meines Mantels ergriff, sie hoch emporzog und mit Donnerstimme rief:

„Ich bin der böse Geist! Ich bin der leib-haftige Teufel!“

Der Kapitän trat einen Schritt zurück; aber den Arm hielt er noch erhoben.

„Tout est fortuit dans la vie!“ fuhr ich fort und schritt auf ihn zu, während ich ihm starr in die Augen blickte. „Und Du bist bezecht und gehörst mir deshalb mit Haut und Haar, denn der Mensch soll gewisslich sterben!“

„Wa . . a . . as?“ stotterte er.

„Coelestem adspicit lucem!“ sagte ich. „Gib mir Deine Waffe, und Du darfst noch fünfzehn

Jahre leben!“

Er reichte mir den Stock hin. Ich nahm ihn eiligst. Und nun erhob sich den Stock gegen ihn und donnerte:

„Also am gekrönten Fürsten der Hölle wolltest Du Dich vergreifen, Du Trunkenbold? Wehe Dir, wenn Du bis zum Halse im ewigen Feuer steckst! Wehe! Wehe! Wehe!“

Ich hatte so manövriert, dass ich mit dem Rücken gegen die Treppe stand. Jetzt stieg ich rückwärts, auf die unterste Stufe und sagte:

„Auf die Knie!“

Er zögerte.

„Auf die Knie! sage ich! Oder ich nehme Dich noch in selbiger Stunde mit mir!“

Der Mann taumelte auf die Knie.

„Und gelobe mir nun, in diesem fürchterlichen Moment,“ fuhr ich fort, „dass Du von nun an aufhören wirst mit Deiner abscheulichen Säuferei!

.... Coelestem adspicit lucem!“ Und von neuem erhob ich den Stock.

„Ja, ja!“ murmelte er rasch, „ich will nie wieder trinken!“

„Gut! Aber heute über ein Jahr werde ich Dir wieder erscheinen, und dann: Ritsch!“ Ich brachte einen rieselnden, sausenden, siedenden Laut hervor, wie von Feuer und Flammen, die um ihre Beute zusammenschlagen.

Der Mann lag da, das Gesicht in den Händen vergraben.

Da nahm ich schnell meine Streichholzschachtel aus der Tasche, strich ein Hölzchen an und pustete es wieder aus und liess es dann, glühend wie es war, auf seinen Hals, hinten unter den Kragen fallen.

Und mit einem Schrei und einem teuflischen Gelächter sprang ich die Treppe hinauf und schlug die Kajütentür hinter mir zu, dass der Schoner auf seinem Beting krachte.

Und man hat mir später erzählt, dass der Kapitän einem Temperenzlerbunde beigetreten ist.

Regenwetter

M

arie stellte den Kaffee in das Wohnzimmer.

Draussen sickerte der Regen, fett wie Firniss, an den Pfosten der Veranda entlang und tröpfelte schwer von den blattlosen Stengeln des wilden Weines herab. Die Spatzen sassen, dick und wütend, drinnen unter den Balken und zankten sich. Und drüben im Waschhause prügelte die Frau des Meiereipächters ihre Kinder, weil sie vergessen hatten, sich die Füsse an der Türmatte abzutreten.

„Gott und Vater,“ sagte der Alte, der im Lehnstuhl sass und sich reckte, „Gott und Vater, das viele Wasser!“

„Gott und Vater,“ jammerte die Mutter, die herumtrippelte und Sahne in die Tassen tat. „Gott und Vater, meine grosse Wäsche!“

„Dott un Vata,“ sagte der kleine Mogens, der am Fenster stand und mit drei Korken und einem rotbunten Holzschuh Krieg spielte. „Dott un Vata,“ sagte er. „Aba davon wer'en die Tatoffeln dross,“ nickte er tief sinnig und lugte in den Garten hinaus.

„Ach jajaja!“ gähnte der Alte, dass ihm die Kinnbacken krachten.

„Komm jetzt!“ rief die Mutter und ging ihm

voran, in jeder Hand eine Kaffeetasse tragend.

Und so gingen die beiden Alten ins Kabinett, um die Buttermilchsuppe und die Rotzungen mit der Schmorsauce und der Petersilie zu verdauen.

„Geh hinaus und hilf Marie aufwaschen,“ sagte ich zu Mogens.

Und Mogens verliess seine Heeresmacht und ging hinaus, um Marie aufwaschen zu helfen.

Und es wurde ganz still im Zimmer.

Aber draussen sickerte und sickerte der Regen herab, und die Tropfen spielten auf der Wasserorgel in der Dachrinne! Drüp-dröp, drüp-dröp, sagten sie.

„Ach Gott ja,“ sagte ich und starre schwermütig zur Decke empor. — „Aba davon wer'en die Tatoffeln dross!“

Es bewegte sich etwas auf der Chaiselongue.

Es war mein Wirt, der Gutsbesitzer, der sich auf die Seite drehte, weil er es satt hatte, auf dem „Rücken zu stehen“, wie er es nannte. Darauf sagte er mit düsterer Stimme:

„Es gibt Tage, lieber Freund, im menschlichen Leben, wo man den Drang empfindet, sich einen unbändigen Rausch anzutrinken.“

„Ja, bei Gott, es gibt welche,“ sagte ich.

— „Haben Sie übrigens etwas im Hause?“

„Kognak, Portwein und schwedischen Punsch.“

— „Gute Ware?“

„Prima Ware!“

„Her damit!“

„Wollen Sie wirklich?“ fragte er aufgemuntert und richtet sich auf dem Ellbogen in die Höhe. „Sie können ja sonst nichts vertragen, Sie Schwächling!“

„Geben Sie nur die Waren her,“ sagte ich. „Ich ziehe dem gegenwärtigen Zustande alles Mögliche vor.“

Er kam schleunigst auf die Beine und ging zu dem kleinen Eckschrank.

„Was wollen Sie trinken?“ fragte er.

„Alle drei Sorten,“ sagte ich.

„So ist's recht,“ nickte er vergnügt. „In diesem Hundewetter weiss man auch nicht, was am besten ist! . . . Sie sind übrigens ein lieber Mensch,“ fuhr er dann fort. „Aber man muss Sie ein bisschen näher kennen lernen.“

Ich stand vom Sophä auf und räumte die Bücher von dem davor stehenden Tisch fort.

„Wir spielen doch Schach dabei?“

„Ja gewiss,“ lächelte er, denn das hatte er gern.

„Die Welt ist gar nicht so verkehrt,“ sagte er gleich darauf, „man muss sie nur zu nehmen verstehen. . . .“ Hier sind die Spirituosen.“

Und er stellte drei Flaschen und sechs Gläser auf den Tisch. Zwei grosse Gläser für den

Punsch, zwei kleinere für den Portwein und zwei noch kleinere für den Kognak.

„Den Kaffee müssen wir nun aber auch hierher haben,“ sagte er.

„Und die Zigarren!“

„Und die Zigarren, ja! Die können hier auf dem Stuhl stehen.“

Ich hatte inzwischen die Figuren auf dem Brett aufgestellt.

„Ich habe den ersten Zug,“ sagte ich. „Ich habe gestern verloren.“ (Ich verliere übrigens immer.)

„Erst einen Becher“, sagte er. „Das stärkt den Kredit.“

Und wir stiessen mit Kognak an.

„Was wollte der alte Weber Peter heute Morgen von Ihnen?“ fragte ich.

„Er wollte meinen Stier auf ein oder zwei Tage geliehen haben.

.... Nehmen Sie Ihren Springer in Acht.“

„Wird der so ausgeliehen?“ fragte ich und verschanzte meinen Springer.

„Ja natürlich! Wir hier auf dem Lande sind gefällige Menschen. Ich borgte mir im vorigen Jahre seine Frau, als Marie krank war. Prosit!“

„Prosit! Ein famoser Portwein! Fahren wir nun morgen nach Oesterskovgaard?“

„Doch nicht bei dem Wetter! Schach!“ sagte er plötzlich und nahm einen seiner eigenen

Bauern mit meinem Läufer.

„Schon?“ fragte ich und tippte ihm mit dem Finger auf die Stirn.

„Ach, Quatsch! Damit verschonen Sie mich! Das war blass ein Fehlzug! Wollen wir den Punsch kosten?“

Und wir kosteten den Punsch.

„Wenn wir jetzt so ein paar kleine Mädels hätten, die uns einschenkten!“ sagte ich.

„Kleine Mädels!“ seufzte mein Wirt. „Ach, Gott helf uns allen miteinander! Ich habe Gott straf' mich, in den letzten zwei Jahren kein Weibsbild mehr gesehen! . . . Sie sind am Zug!“

„Brillanter Portwein“, sagte ich und schenkte ein.

„Nä, aber damals, als man noch auf der landwirtschaftlichen Hochschule war!“ nickte der Gutsbesitzer und schnalzte mit der Zunge.

„Schach!“ sagte ich.

„Nanu, jetzt stehts wohl faul“, sagte er und nahm meinen einen Turm.

„Das ist kein Spiel!“ fuhr es mir heraus.

„Gewiss ist es Spiel!“

„Sie schlachten ja!“

„Sonst wäre ich doch der Idiot!“

„Ja aber, das ist kein Spiel!“

„Quatsch! Ziehen Sie nur!“

„Ja, aber ich muss konstatieren, dass das kein Spiel ist! . . . Darf ich eine Zigarre

nehmen?“

„Nehmen Sie! . . . Achten Sie jetzt auf den Springer da!“

„Ja aber, das ist kein Spiel“, sagte ich.

„Ach, Unsinn! Doch ist es Spiel! Man nimmt doch seinen Vorteil wahr! Wollen wir anstossen?“

„Mit was?“ fragte ich wütend.

„Mit Kognak.“

Und nun stiessen wir wieder mit Kognak an.

„Mir scheint, es wird jetzt klarer“, sagte der Landmann und sah durch das Fenster hinaus.

„Schach!“ meldete ich.

„Sind Sie nun schon wieder da?“

„Es ist weiss Gott, matt“, sagte ich triumphierend.

Ich entdeckte es erst jetzt. „Es ist, hol' mich der Teufel, matt!“

„Ja, meiner Seel“, sagte der Landmann, „es ist matt! Darf ich Ihnen meine Hochachtung bezeigen?“

Und dann stiessen wir in Portwein an.

„Noch mal los!“ sagte er und stellte sein Heer von neuem auf.

„Von wem beziehen Sie Ihren Portwein?“ fragte ich und leerte das Glas.

„Von Frölund und Compagnie.“

„Er ist gut!“

„Ist auch Ausstellungswein! . . . Schach!“

„Nicht so hitzig, alter Viehzüchter“, sagte ich und rückte die Figur weg. „Wie heisst Müller Christiansens Tochter hier oben in Svendsmark?“

„Marianne. Das Mädel hat Schwung, was? Schach und fertig!“

„Reizend ja! Und was für ein paar Beine! . . . Futsch ist der Springer!“

„Nennen Sie das spielen, Hochverehrter?“

„Das haben Sie mich selbst gelehrt.“

„Noch mal Schach, zum Satan! — Nun scheint, meiner Seel', die Sonne!“

Und der Gutsbesitzer deutete über seine Schulter auf die Veranda hinaus, wo die Regentropfen auf den Zweigen des Weinstockes in roten, blauen und gelben Farben leuchteten, während die Spatzen fröhlich dazu sangen.

„Ja“, sagte ich. „Einen Hochachtungsschluck der Sonne!“

Und dann stiessen wir mit Kaffee an.

„Nun muss ich aber eine Zigarre haben“, sagte mein Wirt.

„Schach und Dame!“

„Sie sind wohl wie man so sagt, in Zug gekommen? — Deubel, wie spielen Sie heute, Vetter!“

„Hier ist es fürchterlich warm“, sagte ich und nahm mir einen Kognak.

„Darf ich mit Ihnen anstoßen?“ sagte der

Landmann und schenkte sich ein.

Und dann stiessen wir in Kognak an.

„Ich bekam gestern Rosen aus Corsör“, nickte er. „Her Majesty, Gloire de Dijon und Marechal Niel.“

„Matt!“ meldete ich triumphierend. „Wieder matt!“

„Teufel auch!“

„Ja, bitte, sehen Sie her!“

„Ich hege die tiefste Freundschaft und Hochachtung für Sie. Ist es mir erlaubt, ein Gläschen mit Ihnen zu trinken?“

Und wir tranken Portwein miteinander.

„Wo haben Sie die Rosen hauptsächlich gepflanzt, Gutsbesitzer?“

„Gepflanzt? Ich habe sie, Schwerenot, noch gar nicht gepflanzt!“

„Wollen wir, fangen wir also an, wollen wir nicht . . .“ begann ich, hatte aber keine Ahnung von der Fortsetzung.

„Ja, natürlich wollen wir!“ sagte der Landmann energisch.

„Ja, denn wir können's doch sehr wohl!“

„Natürlich können wir's!“

„Prosit, alter Mann!“

„Prosit!“ sagte er. „Prosit und weg damit!“

„Wo ist wohl eigentlich der Regen geblieben?“ sagte ich und ging und öffnete ein Fenster, um nach ihm zu suchen.

„Der ist wieder nach Hause gegangen.“

„Schach!“ sagte ich. „Sie sind in aller Stille zweimal matt geworden, alter Agrarier!“

„Der Teufel hol's“, sagte er und legte einen Arm um meinen Hals. „Denn ich kann Sie wirklich vollkommen gut leiden.“

„Ich habe Sie auch geradezu gern“, sagte ich gerührt. „Recht von Herzen gern.“

„Wollen Sie mein Freund sein?“

„Das will ich.“

„Und nichts soll uns trennen!“

„Nichts auf Gottes Erde!“ sagte ich.

„Und jetzt gehe ich herum und hole einen Spaten“, sagte mein Wirt. „Und dann graben wir die Rosen ein.“

„Ja, dann graben wir die Rosen ein“, sagte ich. „Gott steh' mir bei, wie werden wir sie eingra . . . gra . . . graben!“

Und der Landmann ging.

Und während ich draussen auf der Veranda sass und auf ihn wartete, denn dort war 'ich plötzlich hinaus gekommen, leuchtete die Sonne, und die Spatzen sangen wie Drosseln und Nachtigallen, und der Weinstock stand grün mit grossen rotblauen Trauben. Aber das Merkwürdigste war doch, dass die Svendsmarke-Mühle acht Flügel bekommen hatte. Denn beim Frühstück hatte sie nur vier gehabt.

Dat Fleesch

W ir kamen vom Mittagsessen draussen in der Bredgade, mein Bruder, der Pastor, und ich. Er war in die Stadt gekommen, um ein Amt drüben in Jütland zu suchen, in der fetten Gegend unten bei Vejle. Der Minister hatte ihn gnädig empfangen, und der Pastor war so von Herzen vergnügt, wie es nur ein Pastor sein kann. Er rieb sich unaufhörlich die Hände und wiederholte, wie nur ein Pastor zu wiederholen vermag:

„Jetzt gehen wir zum Pavillon in der Langenlinie und nehmen ein Schneehühnchen, Bruder Johannes, und nehmen ein Schneehühnchen, ein Schneehühnchen mit Preisselbeeren . . .“

Da kamen uns zwei Nonnen entgegengeglitten. Die eine älter und dick und fleischig, wie zum Export gemästet; die andere jung, bleich und schlank und mit einem Gesicht wie ein Engel aus dem Paradiese.

Während sie an uns vorbeikamen, wollten sie beide ihre Augen verbergen. Aber es gelang nur der Schlanken. Die Fette dagegen sandte mir von der Seite unter den gesenkten Lidern einen halb zornigen, halb entsetzten Blick zu.

„Das waren sie!“ sagte ich und packte mei-

nes Bruders Arm.

„Wer?“ fragte er.

„Ja, hör' nur, hör' nur! Es ist eine Geschichte, bei der selbst Dir in Deinem heiligen Munde das Wasser zusammenlaufen wird! 'Du kennst doch die Schmiedelinie?“

„Ja, da sass ich oft bei Sonnenuntergang, damals als ich in Seiner Majestät des Königs Diensten stand. Sehr einsam ist's da!“

„Und sehr viel Ammen sind da!“

„Nicht zu meiner Zeit, lieber Johannes“, sagte der Pastor eifrig. „Nicht zu meiner Zeit!“

„Ja, siehst Du“, begann ich, „es war im Frühjahr vorigen Jahres, als ich die Schmiedelinie entdeckte. Es ist so schön einsam da draussen, wie Du sehr richtig bemerktest, und dann gibt's dort Vogelsang und Schwäne und Nonnen. Nonnen, Du! lange, schwarze Reihen von Nonnen, gleich Steinkohlenperlen auf einer Schnur. Eine alte Nonne und eine junge nebeneinander, oder zwei alte und eine junge, oder zwei junge und eine alte; aber niemals zwei junge allein. Der Versuchungen für die Jugend sind so viele, weisst Du, und“

„Ja wahrlich, ja!“ seufzte mein ehrwürdiger Bruder, „und dat Fleesch is schwach.“

„Naa, dat Fleesch“, machte ich ihm nach (denn ich war damals sehr jung) — „dat Fleesch! Zum Deubel, es ist damit nicht schlimmer, als

mit allem Anderen!“

„Ueber derartige Themata möchte ich mit Dir nicht disputieren!“

„Nein, das ist sehr richtig! Es wandern also Nonnen draussen in der Schmiedelinie! Morgens, mittags und abends wandern sie dort.

Und sie sprechen alle Französisch, die eine schlimmer als die andere! . . . Ich war gerade um diese Zeit mit einer Korrespondenz beschäftigt, die ich mit Häckel führte. . . . Du kennst doch Häckel?“

„Ist das nicht der Darwinist?“

„Freilich, das ist ganz richtig, „der Darwinist“, ja! Ich hatte an ihn geschrieben und gefragt, inwiefern man, wenn man einen Menschen mit einem Orang-Utang paarte, erwarten dürfte, lebensfähige Nachkommen . . . Nein, nein, unterbrach mich jetzt nicht, Thomas, . . . lebensfähige Nachkommen zu erhalten, und wenn es geschähe, ob dies nicht der eklatanteste Beweis für den Ursprung dieser beiden Wesen aus derselben Wurzel wäre. Die Sache interessierte mich im höchsten Grade, und ich achtete deshalb selten darauf, wer an mir vorbeiging, wenn ich in Gedanken versunken draussen in der Schmiedelinie sass. . . . Da war es eines Tages, gerade als ich einen Brief aus Jena erhalten hatte. Häckel schrieb, dass — abgesehen von dem Experiment selbst: dessen

Ausführung auf grosse Schwierigkeiten stossen würde (dies sind seine eigenen Worte), so glaubte er für seine Person, selbst wenn lebensfähige Nachkommen zuwege gebracht würden, doch nicht, dass man behaupten dürfe, dem Kern der Sache näher gekommen zu sein. Na, hierin war ich ja völlig uneins mit ihm, und ich . . .“

„Lieber Johannes“, unterbrach mich mein Bruder und legte eine dämpfende Hand auf meinen Arm — „ich will um Deiner selbst willen doch sehr hoffen, dass Du in diesem Augenblick Deiner dichterischen Phantasie viel Spielraum lässt.“

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich will Dir gern zu Hause bei mir die Briefe zeigen!“

„Ein Mensch und ein Orang-Utang!“

„Tja—a, der Unterschied ist doch nicht grösser . . .“

„Das heisst spotten!“

„Soo—oo? Ich stellte mich sogar selbst zur Disposition!“

„Lass nun den Unsinn sein!“ unterbrach mich der Priester streng.

„Ja aber, Lieber, verstehst Du denn nicht, dass die Wissenschaft . . . —“

„Ich wünsche das Thema nicht weiter ausgedehnt!“

„Gut, wie Du willst! . . . Ich sass also und dachte an diese Sachen mitten im Sonnenschein

dort bei dem kleinen Hause, weisst Du, bei der ersten Umbiegung vom Rasenplatze. Mehrere Abteilungen Nonnen waren schon an mir vorbeigezogen; aber ich hatte keinen andern Eindruck von ihnen empfangen, als dass etwas Unbestimmbares, Schwarzes lautlos über den Kiesweg hinglitte. Da wurde ich plötzlich meinen Gedanken durch eine Stimme entrissen, welche sprach: Und darauf zog er von König Antiochus in Syrien fort, an den östlichen Küsten des Mittelmeeres entlang, um noch einmal zu . . .“ Es waren nicht so sehr die Worte als die Stimme, die mich packte. Welche Stimme, Du! Sie klang so treuherzig, so kindlich, so naiv, so . . . wie Vogelsang im Buchengrün zur Maienzeit! Ich blickte auf und sah zwei fromme Schwestern vorbeigehen, eine junge und eine alte. Das Gesicht der Alten kannte ich: blässlich fett, ohne Augenbrauen und mit kleinen stechenden braunen Augen. Die Junge hatte ich dagegen nie zuvor gesehen. Ach Gott, wie reizend war sie! Aber sie waren schon an der Bank vorbei, ehe ich wieder zu Verstand kam und wandten mir nun beim Gehen den Rücken zu. . . Ich versichere Dir, Thomas, ich war nahe daran, zu pfeifen, nur damit sie sich umdrehten. Aber ich gab es auf. Ich kann niemals sofort handeln. Der Entschluss muss immer erst gleichsam in mir gelagert haben. Aber dann

pflegt er ja auch freilich mit einem Knall zu explodieren! . . .“

„Wie sah es denn aus, das junge Mädchen?“ fragte der Priester interessiert.

„Ja, darauf konnte ich mich nicht gleich besinnen; ich sah nur ihren Mund vor mir. Aber dann stand ich auf und ging ihnen nach. Und vergessen war Häckel und vergessen waren die Orang-Utangs! Der Mensch steht doch schliesslich dem Menschen am nächsten! . . . Am Ende des Fusswegs wandten sich die Nonnen um und kamen mir entgegen. Gott erbarme sich, wie ich zitterte! Ich musste mich auf eine Bank setzen und sie vorbeigehen lassen. Die Alte sah ich gar nicht an; aber ich verschlang die Junge. Ich magnetisierte sie mit meinen Blicken, und sie schlug die Augen auf, sie schlug die Augen auf, Du! O, kukkeluk, kukkelukkeluk!“

„Was ist denn das, was ist denn das, Johannes?“ fragte mein Bruder bekümmert.

„Was das ist, Lieber? — Das ist Entzücken! Um die grossen Gefühle auszudrücken, muss man oft seine Zuflucht zur Ursprache nehmen (übrigens auch ein Beweis für den Darwinismus!) . . . Stell' Dir das reizendste Gesichtchen vor, in eine weisse Nonnenkrause eingerahmt: Lange schwarze Wimpern, auf weichen matt-gelben Wangen ruhend; denn sie senkte gleich

wieder den Blick. Und dann der Mund, Du, der Mund! ach, Thomas, Thomas!“ . . .

„Sagtest Du etwas zu ihnen?“

„Nein, nee—ee, nein! Ich starrte nur diesen Mund an!“

„Wie war er denn?“

„Eine Hagebutte, Du! zwei Hagebutten, vollreif, rot, schwelend, rein zum Küssen! Umm, umm, umm, köstlich, köstlich!“

„Du küsstest sie doch wohl nicht?“ fragte der Priester mit aufgerissenen Augen und Schweiß auf der Stirn.

„Nein. Aber ich schwor mir's, dass ich sie küssen wollte. Ein solcher Mund ist zu Küssen und nicht zu Gebeten geschaffen!“

„Man muss solche Gelüste beherrschen“, sagte mein ehrwürdiger Bruder plötzlich und stiess seinen Stock auf die Fliessen.

„Jawohl, ja, natürlich! Ich lag auch wirklich und beherrschte mich einen ganzen Nachmittag auf meiner Chaiselongue. . . . Nein, mein Kleiner, das einzige, was man tun kann, wenn man ein solches unabweisliches Gelüst kriegt, ist, es zu befriedigen, je schneller, je besser. Eher lässt es einem keine Ruhe!“

„Gesetzt, Du bekämet nun Lust auf . . . auf einen Selbstmord!“ schob der Pastor scharf-sinnig ein.

„Ich — die hab' ich in der Tat schon so oft

gehabt!“

„Aber . . .?“ fragte er höhnisch.

„Und ich habe es auch versucht! Ich habe zweimal Opium getrunken; aber es ist augenscheinlich nicht genug gewesen, obschon ich das letztemal dreimal so viel nahm wie das erste Mal!“

„Lieber Bruder Johannes“, begann der Prediger. Aber ich unterbrach ihn und fuhr fort:

„Das letztemal war's übrigens amüsant! Ich schlief, glaube ich, vierzehn Stunden und erbrach mich zwölf Stunden. Jedesmal, wenn eine Händlerin draussen auf der Strasse zu rufen anfing oder ein Junge zu pfeifen begann oder eine Tür im Hause hart zugeschlagen wurde, war ich so sensibel, dass ich vomieren musste! Und ganz toll wurde es, als der Student über mir auf der Piccoloflöte zu spielen anfing, denn da konnte ich gar nicht mehr aufhören. Ich lag über eine halbe Stunde und brach mich nach der Melodie: Stimmt an mit hellem, hohen Klang! . . . Aber wir sind von der Geschichte abgekommen!“

„Ich will nichts weiter hören!“ sagte der Prediger pathetisch.

„Gewiss, mein Lieber, doch, sonst kannst Du mich ja nicht verurteilen! . . . Ich wollte also küssen, und ich musste küssen, um meine

Seelenruhe wieder zu haben. Zu Hause auf dem Sofa hatte ich gelegen und einen Plan ausgeheckt. Und eines schönen Tages, als ich die Nonnen dort in der Wegkrümmung beim Kastell kommen sah, legte ich meine Uhr mit der Kette mitten auf den Fussweg. Die Alte fand sie, und ich eilte herzu und dankte ihr in einem langen ausgezeichneten französischen Vortrag.

Aber die Kleine neben ihr sah mich gar nicht an, nicht ein einzigesmal. Sie stand wahrscheinlich und dachte an König Antiochus. Und sie anzureden wagte ich nicht. Aber ich starrte ihre weichen Wangen an und ihre Wimpern, und den Mund, besonders den Mund! Ich versichere Dir, es endigte damit, dass ich ganz närrisch wurde! Und als es nun ans Verabschieden ging, gerät mir mein Beest von Stock zwischen die Beine, und ich musste sehr wider Willen vor den Damen ein Stückchen Mazurka tanzen. Die Alte lächelte breit; und ich sah auch einen ganz, ganz kleinen schelmischen Zug in den Mundwinkeln der Jungen! Das war mir ein gutes Zeichen. Sie war also nicht ganz von den östlichen Küsten des Mittelmeers verschlungen! Aber dann grüssten sie; und fort waren sie!“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Prediger schadenfroh.

„Du grinst zu zeitig, Thomaschen!“ sagte

ich wütend. „Du grinst allzuzeitig! Die Geschichte ist noch keineswegs vorbei, mein Junge! . . . Als ich an diesem Tage nach Hause ging, schwor ich nämlich hoch und teuer, dass das Mädel geküsst werden sollte, selbst wenn ich auch dafür fünfmal sechs Tage bei Wasser und Brot zubringen müsste!“

„Ja, aber . . .“

„Schweig' nur stille, denn jetzt kommt es! Es war in der Mittagsstunde, so drei, vier Tage später. Ich sass auf meiner gewöhnlichen Bank und starre in der Richtung auf das Kastell. Dass sie an diesem Tage kommen würde, wusste ich; und dass ich sie an dem Tage küssen würde, wusste ich auch. Es regnete sacht, so dass ich den Kragen aufgeschlagen und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. (So denke ich mir, muss der Kupuar im Urwald sitzen!) Man sah fast gar keine Spaziergänger um diese Zeit. Ich sass und zitterte; ich wäre gern meiner Wege gegangen . . .“

„Das hättest Du wahrlich auch tun sollen!“

„Dann hätte ich doch bloss wieder von vorn anfangen müssen!“

„Ja aber . . .“

„Still! . . . Plötzlich fuhr ich zusammen. Ich hatte zwei schwarze Gestalten dort an der Biegung wahrgenommen. Die eine hielt einen Regenschirm schräg vor der anderen. Es war

die Alte, die den Regenschirm trug. Sie ging eigentlich zu mir herüber. Ich dachte einen Augenblick daran, quer über den Weg zu springen und mich hinter einen Baum zu stellen, um von dort aus auf meine Beute loszustürzen, oder in den Baum hinaufzuklettern und von dort aus auf sie herunterzuspringen. Aber ich blieb sitzen. Und ich sah ihr Gesicht näher und näher kommen. Ich sah ihre feinen flaumigen Wangen, ihre keuschen Augen und ihren Mund, und zuletzt nur ihren Mund! Er war wie der Leuchtturm, der das Albatross anzieht! Nun war sie gerade vor mir. Ich erhob mich langsam, und“

„Johannes!“ rief mein Bruder unwillkürlich und ergriff mich beim Arm. Aber ich fuhr, heiss vor Erinnerung, fort:

„Und ich setzte mit einem langen Schritt an der Alten mit dem Regenschirm vorbei; und ich fasse die Junge mit diesen meinen beiden Händen beim Kopf (ich sehe noch meine Finger gegen den schwarzen Nonnenschleier, und ich sehe ihre erschreckten Augen, gross und blau!). Und ich beuge meinen Mund zu dem ihren herab und küsse sie, und küsse sie, und küsse sie, als wäre ich toll, küsse sie, dass sie in meinen Armen umsinkt. Und ich trage sie zur Bank und setze mich neben sie und küsse sie immer wieder! Und Du, Thomas, sie erwiderst

meine Küsse! Ich fühlte ihre heißen, köstlichen Rosenlippen die meinen suchen. Nie habe ich solche Küsse empfangen! Ich hätte bis in die Nacht hinein mit ihr dasitzen können, wenn nicht . . .“

„Kam wer?“ fragte der Prediger atemlos.

„Nein, aber ich wurde dadurch meiner Exstase entrissen, dass immer und immer wieder einige Worte dicht neben mir geschrrien wurden. Ich hob den Kopf und wandte mich um. Und da stand nun die alte Nonne, starr wie Loths Gemahlin vor Sodom mit dem Regenschirm in der hocherhobenen Hand und wiederholte mit kreischender Stimme:

„Mon dieu, mon dieu, que faites-vous donc, monsieur? que faites, faites, fai-aitez-vous donc? ? ?“

Und ich blickte herab auf sie, die in meinem Arm lag, sah ihr bleiches Gesicht und ihre geschlossenen Augen, und, merkwürdig, sie erschien mir nicht halb so schön wie bevor ich sie geküsst hatte. Und dann. . . . Ja, nun ist's aus! . . . Ich lief meiner Wege! — — —

Wir waren ein gut Stück über die Langelinie hinausgekommen, mein Bruder und ich, und wir gingen eine Weile lang schweigend nebeneinander her.

Wenn er jetzt seinen Mund auftut, dann wird er dich verdammen, dachte ich.

Und plötzlich erhob der Pastor den Kopf.
„So küsst sie Dich wirklich wieder?“ fragte
er mit einem träumenden Blick über den Sund
hinaus.

Da lächelte ich sicher und fröhlich. Worauf
wir in den Pavillon hinaufgingen und die Schnee-
hühner bestellten.

Als Baby ins Hotel sollte Eine kleine Komödie in drei Akten

Erster Akt

Ort der Handlung eine Villa vor einer kleinen Stadt. Vormittag. Ein gemütliches Herrenzimmer mit Sonne und Büchern und Bildern und Schreibtisch. In einer Ecke ein Sofa mit einem Tisch davor. Der Herr am Schreibtisch, einen offenen Brief in der Hand; die Frau auf dem Sofa, einen Kinderstrumpf ausbessernd.

Herr:

Kommst Du nun mit, Kleine?

Frau:

Ich möchte ja gerne . . .

Herr:

So tu's doch!

Frau:

Aber der Junge, Hans?

Herr:

Den schicken wir zu Frau Clasen, sie will ihn ja so gerne haben.

Frau:

Ja—a . . . Aber wir sollen wohl über Nacht auf dem Waldhof bleiben?

Herr:

Das sollen wir!

Frau:

Dann soll er also allein im Hotel liegen!

Herr:

Liebe, da sind ja Frau Clasen und zwei Töchter, und da ist eine Köchin und ein Stubenmädchen; und dann ist ja auch Clasen selbst da und der Kutscher Christian, und vielleicht sind auch ein paar Handlungsreisende da, Du kannst sie gewiss alle miteinander dazu bewegen, bei ihm zu liegen!

Frau:

Nun musst Du ernsthaft sein, Hans! Du weisst ja recht wohl, was ich meine!

Herr:

Nein, bei Gott dem Allmächtigen, Grete, ich weiss es nicht!

Frau:

Ja, denn er ist doch immer gewöhnt, dass ich selbst ihm die Flasche gebe, wenn er aufwacht; und ihn besorge . . .

Herr:

Und ihn „trocken“ legst. . . .

Frau:

Ja

Herr:

Und nun hast Du wohl Angst, dass Frau Clasen ihn mit . . . Soya oder Esdragon-Essig auffüttern wird, oder wie das Zeug heisst? und ihn in ein Tischtuch und zwölf Servietten einwickeln und erwürgen wird?

F r a u :

Du liebst Dein Kind nicht, Hans!

H e r r :

Herzbrechend, Grete!

F r a u :

Dann würdest Du es anders auffassen!

H e r r :

Ich will's bei Gott im Himmel auffassen wie
Du es wünschst, mein Kind; wenn Du mir nur
ordentlich Bescheid sagen möchtest, so dass ich
auf die Einladung antworten kann.

F r a u :

Glaubst Du, ich kann?

H e r r :

Kann?

F r a u :

Ja, ich meine glaubst Du, ich soll?

H e r r :

Bei allem, was mir heilig ist: Ja!

F r a u :

Glaubst Du, dass Kolumbine aufwachen kann?

H e r r :

Sie ist bis jetzt aufgewacht, Grete!

F r a u :

Ja, denn Kolumbine ist ja gewöhnt, ihn zu
besorgen; dann könnte sie ja mit ins Hotel
gehen!

H e r r :

Das war eine brillante Idee, Kleine! Du bist

ein Staatsmädchen! Dann schreibe ich also an Johann, dass wir kommen?

F r a u :

Ja—a . . . nein . . . denn ich weiss doch nicht, Hans, ob Kolumbine aufwachen kann. Und denke, wenn der Junge daliegen und sich zu Schanden schreien sollte, während wir fort sind!

H e r r :

Rufe Kolumbine, Grete!

F r a u :

Ja aber, Hans . . .

H e r r :

Rufe das Monstrum, Grete! Sie ist doch zu Hause?

F r a u :

Ja, sie ist drüben bei dem Jungen.

H e r r :

Ruf' sie!

(Die Frau geht zur Tür und ruft. Kolumbine kommt herein. Sie ist ein spindeldürres, hochaufgeschossenes sechzehn- bis siebzehnjähriges Mädchen in blaugestreiftem Baumwollkleide und hellroter Schürze, die einen grossen nassen Flecken in der Mitte zeigt. Kolumbine hat Stumpfnase, wasserblaue Augen, flachsgelbes Haar und fast gar keine Augenbrauen.)

F r a u :

Schläft der Junge?

Kolumbine:

Ja, er schläft, gnädige Frau. Ich habe ihn eben trocken gelegt.

Herr:

(hindeutend)

Ja, das sieht man auch an deiner . . .
Garnitur!

Kolumbine:

(kichert still)

(Kolumbine kichert stets, wenn der Herr mit ihr spricht. Ihr erscheint er nämlich als der Lächerlichste auf der Welt.)

Herr und Frau: (gleichzeitig)

Hör mal, Kolumbine . . .

Herr:

(zur Frau).

Pardon!

Kolumbine:

(kichert wieder)

Frau:

(mit Frauenwürde)

Hör' mal, Kolumbine, mein Mann und ich gehen vielleicht Dienstag fort und kommen erst Mittwoch zurück. Glaubst Du, dass Du den Jungen solange allein besorgen kannst?

Kolumbine:

Ja—a, das glaube ich wohl; aber ich trau' mich doch nicht, mit ihm hier im Hause allein zu sein!

Herr:

Nein, Du und der Junge, Ihr sollt in Clasens
Hotel wohnen.

Kolumbine:

(knickt vor Lachen zusammen)
Pi—i—i— . . . in Clasens Hotel!

Herr:

(wütend)

Ja, zum Donnerwetter, ja, in Clasens Hotel!

Kolumbine:

Hä—nää!

Herr:

(verzweifelt)

Grete, sie glaubt mir nicht! Rede mit ihr!

Frau:

Ja, mein Mann und ich haben bestimmt, dass
Ihr dort wohnen sollt, damit Du Hilfe zur Hand
haben kannst.

Kolumbine:

(vollständig ruhig)

So; ja, denn ich trau' mich nicht, mit ihm
hier im Hause allein zu sein.

Frau:

Nein, freilich nicht! Aber glaubst Du nun
auch, dass Du ihn Nachts besorgen kannst?

Herr:

(inquisitorisch)

Kannst Du aufwachen?

Kolumbine:

(knickt von neuem zusammen)

Prut, hit, hit, hit! Der Herr frägt, ob ich aufwachen kann!

Herr:

(aufs Aeusserste erregt)

Ja, Du hirnverbranntes Frauenzimmer! Ist dabei was zu grienen?

Frau:

(bedeutet ihn, zu schweigen)

Na, Hans, Hans! (Zu Kolumbine) Ja, der Herr meint, ob Du glaubst, dass Du es hören kannst, wenn der Junge Nachts seine Flasche haben will?

Kolumbine:

Ja—a! Ich kann ja auch sehen, dass eins von Clasens Mädchen Nachts bei mir drin liegt!

Frau:

(belebt)

Ja — und vielleicht darfst Du sie alle Beide bekommen, Kolumbine!

Kolumbine:

Ja; vielleicht darf ich sie auch alle Beide bekommen; das könnte schon sein, wahrhaftig!

Frau:

Na; nun geh nur wieder zum Jungen herüber; ich komme dann nach, um mit Dir zu sprechen.

K o l u m b i n e :

(geht zur Tür, bleibt aber plötzlich stehen, halb-
erstickt vor Lachen)

Pühh — hit, hit, hit! Der Herr sitzt und
bürstet seinen Schnurrbart mit einer kleinen
Bürste! (Fährt hinaus)

H e r r :

(erhebt seine gefalteten Hände zur Frau)

Grete, ich flehe Dich an, nimm diesen Kelch
von mir und lass sie zu November ziehen!

V o r h a n g .

2. A k t .

Abend. Dasselbe Zimmer. Brennende Lampe.
Herr sitzt in einem Schaukelstuhl und liest
eine Zeitung. Frau sitzt auf dem Sofa und
notiert gedankenvoll etwas auf ein Stück Papier.

F r a u :

Wann wollen wir morgen nach Waldhof?

H e r r :

(lesend)

Um vier Uhr kommt der Wagen.

(Pause)

F r a u :

(in Gedanken)

Wieviel Windeln muss ich wohl mitnehmen?

H e r r :

(lässt entsetzt die Zeitung sinken)

Windeln! . . . Ach so—o, Du meinst, wenn

Du mit dem Jungen ins Hotel gehst! Ach, so
sechzig, siebzig Stück! (Liest weiter und erzählt)
Nun ist Justizrat Schmalberg in Odense wirk-
lich gestorben.

Frau:

(zerstreut)

Soo—oo? Das ist doch amüsant!

Herr:

(sieht ein wenig überrascht auf)

O ja!

(Neue Pause)

Frau:

Ich habe Clasen gebeten, selbst herauszu-
kommen und den Jungen zu holen.

Herr:

(lesend)

Na!

Frau:

Und den Kutscher auch mitzubringen.

Herr:

(wie oben)

Willst Du vierhändig fahren?

Frau:

(schlägt nach ihm)

Ach, Du Faselhans! Natürlich, damit er auf
den Wagen laden hilft.

Herr:

(legt die Zeitung fort)

Ja, es ist wahr, ja. Was hast Du übrigens
gedacht, mitzunehmen?

Frau:

Wir müssen doch sein ganzes Nachtzeug . . .

Herr:

Selbstverständlich!

Frau:

Und dann die Badewanne und das Bett . . .

Herr:

Sollte es nicht möglicherweise denkbar sein,
dass es im Hotel ein leeres Bett gäbe?

Frau:

Die sind allzu gross!

Herr:

Ja, aber dann sind sie doch brillant zum
Hineinwachsen!

Frau:

Und dann müssen wir all seine Federbetten
mithaben, und die Flaschen, und die Heukiste,
um das Essen darin warm zu halten, und . . .

Herr:

Es ist wahr, Gretemutter, — entschuldige,
dass ich Dich unterbreche! — aber glaubst Du,
dass es der Junge vertragen kann, in Clasens
Wasser gebadet zu werden?

F r a u :

(unsicher)

Ja—a, das weiss ich nicht . . .

H e r r :

Ja denn sonst könnten wir doch so bequem von der Pumpe draussen ein paar Oxhoft voll mitnehmen, und dann ein Tausend Torf von unseren eigenen, um es zu wärmen.

F r a u :

Uf, Hans, manchmal bin ich nahe daran, auf Dich wütend zu werden!

H e r r :

Pfui, pfui!

F r a u :

Ja, denn Du bist immer so . . . Man kann allerdings merken, dass Du nicht des Jungen Mutter bist!

H e r r :

Nee — nee, das bin ich nicht! Aber hoffentlich sein Vater!

F r a u :

(steht auf)

Jetzt geh' ich, Hans!

H e r r :

Na, na, Kleine . . . Was ist denn das für ein Stück Papier, das sie da in der Hand hat?

Frau:
(mürrisch)

Ach, was Du Dir daraus machst, das zu
sehen!

Herr:

Bei Gott, sehr viel! . . . Soll er vielleicht
auch seinen Taufschein mitkriegen?

Frau:
(stampft auf)

Nein, jetzt bist Du zu schlimm!

(Will aus dem Zimmer schlüpfen, wird aber vom
Manne eingefangen, der schnell aus dem Schau-
kelstuhle aufgesprungen ist.)

Herr:

Willst Du stehen bleiben, Du Wüterich!

Frau:
Lass mich los, Hans!

Herr:
(reisst schnell das Papier fort und liest)
4 Paar Strümpfe,
6 Hemden . . .?

Frau:
(überwunden)
Das ist eine kleine Liste, die ich gemacht
habe, um nichts zu vergessen.

Herr:
(streicht ihr lächelnd die Wangen)
Ach, Du bist eine allerliebste kleine Maus!
Darf ich sie lesen?

F r a u :

Ja; aber Du darfst Dich nicht darüber lustig machen, Hans!

H e r r :

Ich werde so ernsthaft sein wie ein ausgestopfter Frosch! (liest:)

4 Paar Strümpfe,

6 Hemden,

2 Nachtröcke . . . zwei Nachtröcke?

F r a u :

Ja, wenn der eine zu nass werden sollte, siehst Du . . .

H e r r :

12 Windeln . . . zwölf Windeln! Er sollte wahrhaftig wegen Wasserverschwendung in Strafe genommen werden! . . .

1 Bett mit Federdecken.

3 Decken.

1 Klapper.

1 Stück Veilchenwurzel.

1 Beissring?

F r a u :

Für die Zähne!

H e r r :

Ja aber, er hat doch keine!

F r a u :

Nein, aber er kriegt bald! Hast Du nicht die kleine, süsse, weisse Spitze gesehen, die eben im Oberkiefer durchbricht?

Herr:

So—o? . . . Nein. . . .

Frau:

Dann darfst Du sie morgen sehen.

Herr:

Danke! (liest:)

- 1 Badewanne.
- 1 Schwamm.
- 4 weiche Handtücher.
- 2 richtige. . . . vier weiche Handtücher, zwei
richtige? Na
- 1 Heukiste.
- 1 Katze. . . . eine Katze!

Frau:

Ja, denn er spielt doch so sehr gern mit der
Katze, weisst Du.

Herr:

Gut!

- 1 Katze.
- 1 Nachtlampe.
- 2 Teelöffel.
- 1 Rührloßel.

Frau:

(plötzlich lauschend)

Ich glaube, der Junge weint?

Herr:

(gleichfalls lauschend)

Nöö —

F r a u :

(öffnet die Tür)

Doch!

H e r r :

(allein zu Ende lesend)

1 Rührlöffel.

1 Flasche Bleiwasser und

1 Dose Puder . . . (Legt das Papier fort.
Geht hin und stopft sich die längste Pfeife.
Zündet sie an und wiederholt, still und weich in
die Luft sprechend, während er mitten im Zim-
mer steht und los dampft ;)

Ein Rührlöffel, eine Flasche Bleiwasser und eine
Dose Puder. . . Ein Rührlöffel, eine Dose
Bleiwasser und eine Flasche Puder. . . Eine
Rührdose, eine Flasche Scheidewasser und
eine . . .

K o l u m b i n e :

(steckt plötzlich ihr Gesicht zur Tür herein)

Ich sollte von der Frau grüssen und fragen,
ob . . (knickt überwältigt zusammen) Huu, hit,
hit, hit! Der Herr steht kerzengerade im Zim-
mer und raucht aus einer langen Pfeife! (Wirft
schnell die Tür zu und verschwindet, während
ihr der Herr zwei Stühle, ein Pfund Tabak
und ein paar eben erschienene Bände des Brock-
haus nachwirft.)

V o r h a n g .

3. Akt.

Entrée der Villa. Kolumbine sitzt auf der Heukiste, in hellgrauem Havelock, schwarzen Zwirnhandschuhen und gelbem Strohhut mit hochgebogenem Rande, Straussenfedern und vier Kolibris auf dem Hutkopf. (Da es ihr erst in seiner ganzen Klarheit aufgegangen ist, dass sie wirklich mit Baby im Hotel wohnen soll, hat ihr Verstand einen unheilbaren Knax bekommen, und ihr Herz ist von Hochmut erfüllt worden. Sie kichert nicht mehr. Sie hält es für unter ihrer Würde.) Sie sitzt mit Baby auf dem Schoss und erlaubt keinem Andern, es anzurühren. D. h. sie behauptet, dass es Baby ist, denn kein menschliches Auge vermag es zu klassifizieren, in dem Grade ist es in Shawls, Ueberröcken und Pferdedecken emballiert, man hört nur ab und zu ein schwaches Grunzen aus den Vorhängen dringen.)

Frau (ist im Begriff, ihre Ueberkleider anzuziehen.)

Herr, in Hemdsärmeln, ist damit beschäftigt, vermittelst einer neuen und ausführlicheren Liste die längs der einen Wand aufgehäufte Anzahl der sorgfältig nummerierten Kollis aufzuzählen.

Ein einspänniges Fuhrwerk rollt vor. Es ist Clasen mit seinem Kutscher.

Herr:

(guckt in die Liste)

Nummer 23, eine Heukiste! Wo ist die Heukiste? Sitzt Du und machst Dich auf der Heukiste breit, Kolumbine?

Kolumbine:

(ohne sich zu rühren)

Das könnte der Herr wohl sehen!

Clasen:

(draussen vom Wagen)

Guten Tag! Guten Tag! Hier sind wir, um den Stammhalter zu holen!

Herr:

Kommen Sie doch herein, Clasen!

Clasen:

Danke! Danke! (Krabbelt mühsam vom Wagen herunter. Er wiegt seine 280 lebendige Pfund.)

Frau:

Guten Tag, Clasen! . . . Haben Sie schon eingelegt?

Clasen:

Guten Tag, guten Tag! Ja, danke übrigens, Madamchen! Man hat ja doch seine Magenbitter und ein paar Bayrische weg, und noch ein paar andere Delikatessen, he, he!

Frau:

Nä . . . nein, ich meine, ob der Kachelofen in des Jungen Zimmer geheizt ist?

Clasen:

Na—a, so war's gemeint! Ja, da ist tempe-
riert.

Kolumbine:

(steht von der Heukiste auf)

Ja, nun ist gewiss das beste, der Herr be-
ginnt mit dem Heraustragen. (Baby grunzt hin-
ter den Umschlägen) Baba—beichen, koch' dem
Kind ein Eichen —

Clasen:

(deutet verwundert auf das Bündel)

Sind da lebendige Menschen drin?

Kolumbine:

(mit Hoheit)

Nein, das ist der Junge!

Clasen:

Er sieht, Gott steh' mir bei, wie 'ne Hebamme
aus!

(Kolumbine wendet sich ärgerlich ab, dass
die Kolibris mit den Flügeln schlagen.

Die Männer laden auf, und der Wagen nimmt
nach und nach die Formation einer kräftigen
Ziehfuhre an.)

Herr:

(zur Frau)

Wo willst Du sitzen?

Frau:

Neben dem Kutscher, falls etwas passieren
sollte.

Herr:

Und wo bleibt der Junge?

Frau:

Den nehme ich auf den Schoss.

Kolumbine:

Meinen die gnädige Frau nun auch, dass
Sie auf ihn achten können?

Herr:

Und wo soll Clasen bleiben?

Clasen:

Mich kann ja Kolumbine kriegen!

Kolumbine:

Achten Sie gefälligst auf sich, Clasen!

Frau:

Er soll am Kopf des Pferdes gehen, falls es
scheu werden sollte!

Herr:

Dann ist es wohl das beste, dass ich es beim
Schwanz nehme?

Kolumbine:

Der Herr brauchen nun nicht zu glauben,
dass der Herr witzig sind!

Clasen:

Teufel auch, wie so'ne Spargelstange ihr
Maulwerk brauchen kann! . . . Na, Madam-
chen, nun 'rauf mit dem Sitzzeug da! (hilft der
Frau zu dem Kutscher hinauf)

Kolumbine:

Hier ist der Junge, gnädige Frau, aber

passen Sie nun auch gut auf ihn auf! Fassen Sie mit beiden Händen an!

Herr:

Ja, Du gehst nun wohl am besten voraus, Kolumbine!

Kolumbine:

Ich! Nä—ä, der Herr können sich's doch wirklich denken, dass ich auch vorgefahren kommen will! (Krabbelt hinten auf den Wagen und nimmt wieder ihren alten Sitz auf der Heukiste ein, wo sie einen grünen Knicker über den Kolibris aufspannt.)

Clasen:

(steht am Kopf des Pferdes)

Nu geht's wohl los?

Frau:

Ja, aber nur ja vorsichtig; denken Sie an den Jungen!

Clasen:

Jawohl! Aber Sie sollten doch erst sehen, ob er da ist!

Kolumbine:

(auf der Heukiste)

Antworten doch die gnädige Frau gar nicht auf die Flausen dieser Herren!

Herr:

Dann kommst Du gleich zurück, Grete, damit wir um vier Uhr fertig sein können!

F r a u :

Ja—a! Adieu, Audieu! Kann's Kindssen
Adieu zum Papa sagen? Komm her und küss'
ihn, Hans!

(Herr geht hin und küsst zärtlich zwei Shawls
und eine Pferdedecke).

C l a s e n :

Jetzt geht der Zug!

(Kutscher Christian knallt mit der Peitsche, Kolumbine stösst ein Gekreisch aus, und der Wagen setzt sich in Bewegung. Aber plötzlich beginnt Kolumbine rasend mit Armen und Beinen und Knicker und Allem um sich zu fechten und ruft:

Die Katze, die Katze, wir haben die Katze
vergessen! Mies, Mies, Mii—au!

Der Herr stürzt ins Haus und durchsucht alle
Zimmer, findet zuletzt die „Mies“ auf seinem
frischgeplätteten Oberhemde schlafend. Er
packt die Katze beim Schwanz und schleudert sie
durch die Tür direkt auf Kolumbinens Hut, wo
sich das Raubtier augenblicklich auf den fet-
testen der wehrlosen Kolibris wirft. Und wäh-
rend sich der Wagen von neuen in Bewegung
setzt, fällt der

V o r h a n g .

Ein Briefwechsel

T

abakshändler Abel lief hinter dem Ladentische auf und ab. Sein gelbes Haar sträubte sich in einem breiten Streifen von der Stirn über dem Scheitel empor wie die Mähne eines Ebers, die Hände hatte er bis zum Ellenbogen in die Hosentasche gebohrt, und aus der Bewegung seiner Finger unter dem Anzug konnte man sehen, dass er sich nervös den Magen rieb.

Vor dem Tische sass Schiffer Haarlöv auf dem Ladenstuhl. Er sass, wie gewöhnlich, den niedrigen schwarzen Filzhut in den Nacken geschoben. Mit den kleinen rotgeränderten Augen verfolgte er getreulich die Bewegung des Tabakshändlers vom Fenster zum Regal und vom Regal zum Fenster. Ab und zu holte er sich etwas aus der Nase und stiess hinterher gleichsam prüfend die Luft durch die grauen Haarzotteln, die die Nasenlöcher ausfüllten.

„Na, und?“ brummte er.

„Was denn, was denn und!“ wiederholte Abel wütend. „Da bin ich natürlich gezogen!“

„Jawohl!“

„Ja, und da habe ich ein Sicherheitsschloss vor das Zimmer gehängt.“

„So! Vor welches Zimmer?“

„Vor das Zimmer des Tierarztes natürlich!“

„Ja, aber war das nun auch so wie sichts gehörte?“

„Ich hatte doch die Miete bis zum ersten bezahlt!“

„Ja natürlich! Aber ein bisschen guter Wille, — was? — Und als Du nun gezogen warst?“

„Guter Wille! Hä! Der Schinder!“ grinte Abel und seine säbelförmige Nase krümmte sich zu einem Halbmond.

„Ja, ja!“ sagte Haarlöv und stand auf — „das ist ja Deine Sache, Abel.“

„Nein, weshalb willst Du jetzt gehen! Das ist doch Unsinn! Setz Dich!“ sagte der Tabakshändler.

Haarlöv warf einen Blick durch die Ladentür auf die Rathausuhr gegenüber. Und dann setzte er sich.

„Siehst Du“, begann Abel wieder, „wenn ich ein Zimmer vom Ersten bis zum Ersten miete, und wenn ich dann am dreizehnten ziehe, dann ist doch, Schockschwerenot, das Zimmer bis zum Ersten mein, was?“

„Das ist es!“ gab der Schiffer zu. „Wenn Du es bezahlt hast.“

„Komm mir jetzt nicht mit Dummheiten, Haarlöv“, knurrte der Tabakshändler und steckte den Krummsäbel über den Tisch vor. „Natürlich habe ich es bezahlt!“

„So!“ sagte Haarlöv und machte eine nach-

denkliche Handbewegung. „Und was dann?“

„Ja, nun schickt er mir doch seinen triefäugigen Jungen hierher mit einem Schreiben —“

Der Tabakshändler schoss auf das hochbeinige Pult zu, das in der Ecke unter dem Fenster stand.

„Jetzt pass mal auf!“ sagte er, und begann auf dem Pult herumzuwühlen, wo links einige leere Zigarrenkisten und eine langhalsige Tintenflasche standen und rechts ein Teil roter Bindfaden, eine Kneifzange, ein Stümpfchen Lack und ein Hufeisen lagen. Abel hob Stück für Stück auf und schliesslich zog er ein Bündel Papiere unter dem Hufeisen hervor.

„Nun pass mal auf!“ wiederholte er und zog einen Brief aus dem Bündel. „Und nun schreibt er — — zum Teufel, wo steht's doch! — — Na! Ja, nun schreibt er:

Was soll das heissen, dass Sie ein Sicherheitsschloss vor mein Dachzimmer gelegt haben? — — — Meines! zischte Abel zitternd und liess die Finger durch die Ebermähne galoppieren. „Hörst Du, er schreibt ‚meins‘, Haarlöv?“

„Ja gewiss hör' ich's!“ brummte der Schiffer.
„Aber es ist ja auch seins, wenn wir die Sache richtig betrachten!“

„Du hörst ja, dass ich ihn bis zum Ersten bezahlt habe!“ schrie der Tabakshändler und

schlug auf den Tisch, dass dieser dampfte.

„Ja, ja, ja! Immer ruhig Blut, Abel! Wir können doch darüber sprechen so viel ich weiss!“

Abel steckte den Krummsäbel in den Brief und las:

„Wenn Sie damit, wie ich vermuten muss, andeuten wollen, dass Sie im Besitz des Dachzimmers zu sein wünschen, so muss ich Sie ersuchen, mir acht Kronen zu bezahlen. Andernfalls wollen Sie mir freundlichst den Schlüssel abliefern und Ihre zurückgebliebenen Besitztümer entfernen.

Ergebnst

Chr. Meyer, Tierarzt.“

Abel liess den Brief auf den Tisch fallen und verstummte zum siebentenmal über seinen Inhalt.

Haarlöv drehte seine Finger grübelnd in den Haarzotteln, dann steckte er plötzlich den Zeigefinger in die Luft, als ob ihm ein Licht aufginge und dann sagte er:

„Ja aber, dann hattest Du doch nicht bezahlt, Abel.“

Der Tabakshändler packte sich verzweifelt bei der Nase und rieb sie ein paarmal von der Wurzel bis zur Spitze. Und sagte dann mit stiller klagernder Stimme: „Du bist nicht mein Freund, Hans Peter Haarlöv.“

„Was soll das heissen?“ murmelte der

Schiffer und blickte erschrocken zu ihm empor.

„Nein, Du bist nicht mein Freund“, wiederholte Abel.

„Haben wir nicht einander gekannt von der Zeit an, als wir nicht grösser waren wie der Stuhl, auf dem Du sitzest? Und nun glaubst Du doch, dass ich dastehe und Dir den Hals vollschwindle?“

„Nee!“ sagte der Schiffer. „Nee, davon habe ich doch nie eine Silbe gesagt, Krischan Abel!“

Aber der kleine Tabakshändler ergriff die Briefe und ging zum Pult mit ihnen.

„Ist das nun eine Art von Dir, so kurz von Begriffen zu sein, Krischan Abel?“ fragte Haarlöv vorwurfsvoll.

Abel blieb stehen und legte die Briefe wieder auf den Tisch.

„Nun wollen wir mal hören“, sagte der andere aufmunternd. „Du hast ihm wohl ordentlich eins auf den Schnabel gegeben.“

Der Tabakshändler sah ihn mit einem sterbenden Blick an, und dann sagte er still und gefasst:

„Ich schrieb an den Tierarzt, wenn es ihm so sehr darum zu tun wäre, das Zimmer zu haben, so wäre ich unter Umständen bereit, meine Sachen in die Scheune auf dem Hofe zu bringen.“

„Das hast Du geschrieben?“ nickte Haarlöv

etwas überrascht.

„Ja“, fuhr Abel fort, und suchte unter den Briefen herum.

„Aber da bekomme ich nun dieses Schreiben hier:

„Herrn Tabakshändler Christian Abel!

Hierselbst.

Ich ersehe heute aus Ihrer Mitteilung, dass Sie die Absicht haben, Ihre Sachen in die Scheune im Hof zu transportieren. Aus diesem Grunde kann ich es nicht unterlassen, Ihnen mitzuteilen, dass die erwähnte Scheune selbstverständlich auch nicht mehr zu Ihrer Verfügung steht.

Ergebnst

Chr. Meyer, Tierarzt.“

„Das ist, hol mich der Teufel, ein Kraftstück!“ fluchte Haarlöv entrüstet. „Man kann doch mit den Sachen machen, was man will, wenn die Miete bezahlt ist! Was tatest Du nun?“

Der Tabakshändler hatte nun seine Fassung völlig wiedergewonnen. „Hi, hi!“ sagte er und ergötzte sich. „Ja, weisst Du, ich sah doch, dass der Tierarzt am folgenden Tage nach Rykeby fuhr und da krieg' ich Dir im Handumdrehen Kipp und Jensen zu fassen, und die fahren mir alle meine sieben Sachen in mein neues Logis daneben beim Sattler! — — Und

als nun der Schinder von seiner Fahrt nach Hause kam, war die Dachstube ebenso leer wie sein Geldbeutel!“

„Ha, ha, ha!“ grinste der Schiffer und schlug sich auf die Schenkel. „Du weisst Dich wahrhaftig zu drehen, Krischan Abel! — — Und was dann, Du?“

Abel meckerte und hob einen neuen Brief hervor.

„Da ist, hol' mich der Teufel, noch mehr Papier!“ glückste der Schiffer.

Abel entfaltete den Brief.

„Und dies hier kam sogar mit der Post!“ sagte er und las: Herrn Tabakshändler Abel!“

„Nun will er wahrhaftig nicht mehr Krischan schreiben“, brummte Haarlöv.

„Was gespart ist, ist verdient. Hi, hi!“ lachte Abel und fuhr fort:

„Ich will nicht behaupten, dass das jetzt von Ihnen verlassene Zimmer einen Anblick darbietet, der mein Auge erfreut. Wände, Fussboden und Decke zeugen nicht gerade von einem ausgeprägten Gefühl für Reinlichkeit bei dem früheren Bewohner. Der Kachelofen war dagegen ein Zeugnis für Ihre Begabung in der Erfindung desodorisierender Mittel.“

„Was steht da?“ sagte Haarlöv und hielt die Hand an das Ohr.

„Desodorisierender Mittel“, erklärte Abel.

„Was ist das?“

„Der Teufel begreife es“, sagte der Tabakshändler und las weiter.

„— denn hierin befand sich ein Nachttopf — — —“

„Hah, ha, ha — a — a!“ brüllte der Schiffer und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Du bist Schockschwerenot ein Höllenhund, Krischan Abel!“

Abel grinste und fuhr sich durch die Ebermähne:

„— — — enthaltend Fäkalien und Urin“, las er.

„Was ist nun das?“ fragte Haarlöv, der noch sass und leise glückste.

Der Tabakshändler beugte sich über den Tisch vor und flüsterte. „Was?“ sagte der andere — „ich kann Dich nicht verstehen!“

Abel flüsterte wieder, und Haarlöv explodierte in einem Gebrüll, das eine Frau draussen veranlasste, das Haus ängstlich zu mustern.

„Hä—i—i ha, ha, ha!“ schrie er, „nun habe ich doch, Gott stehe mir bei, noch nie so was Verrücktes gehört.“ Er krümmte sich wie ein Wurm auf dem Stuhl. „Oh Gott, oh Gott, oh Gott“, stöhnte er und trocknete sich die Augen. „Du kannst wahrhaftig den Fuchs ausräuchern, Krischan Abel!“

Abel meckerte und strich seinen Krumm-

säbel.

„Es kommt noch mehr“, sagte er und las:
„ — — — Darf ich mir erlauben, Ihnen den
freundschaftlichen Rat zu geben, diesen Gegen-
stand abzuholen — — —“

“ — ha, ha—a!“ barst der Schiffer wieder.

— „Das Satansding, das Satansding!“

„ — — — Gleichzeitig muss ich Sie darum
bitten, mir eine zerschlagene Fensterscheibe zu
ersetzen — — —“

„Da haben wir den Salat!“ murmelte Haarlöv
plötzlich ernsthaft.

„ — — — und einiges Menagerieinventar weg-
zuschaffen, das auf dem Hofe herumsteht.

Ergebnst

Meyer, Tierarzt.“

„Menagerieinventar?“ fragte der Schiffer.

„Das war bloss ein altes Vogelbauer!“

„Na, na! — — Na aber hör’ mal, was
schriebst Du denn?“ fragte er wieder und rückte
sich erwartungsvoll auf dem Stuhl zurecht. Abel
ging zum Pult und hob die Klappe auf und holte
einen grossen Bogen gelbes Konzeptpapier
hervor.

„Ist es das da?“ sagte Haarlöv und fing schon
an zu grien. „Lies“, sagte er.

Der Tabakshändler schloss das Pult, ent-
faltete das Papier langsam und sorgfältig und
legte es auf den Tisch.

„Aber das hast Du doch nicht selbst geschrieben, Abel.“

„Hat ja gar nichts zu sagen!“ sagte Abel und las:

„Seiner Wohlgeboren Herrn — — —“

„Prruut!“ platzte der Schiffer heraus. „Das ist wirklich gut! Wohlgeboren! der Kuhdokter!“

Der Tabakshändler lächelte und begann von neuem:

„Seiner Wohlgeboren Herrn Tierarzt
Chr. Meyer.

Ihren berechtigten Anspruch auf Ersatz für die zerschlagene Fensterscheibe billige ich ganz und gar und lasse hiermit Mk. 0,50 zum Ausgleich dieser unserer Angelegenheit folgen.“

„Nobel“, brummte Haarlöv.

„Mit Bezug auf den Nachttopf — — —“

Der Schiffer unterdrückte ein Grinsen und legte sich über den Tisch, um dem Vorleser näher zu kommen. „Immer drauf, immer drauf, Abel!“ stöhnte er, dunkelrot im Kopf und der Tabakshändler fuhr fort:

„— — — der Sie ja zu interessieren scheint, kann ich Sie darüber aufklären, dass, wenn Sie der Meinung sind, darin Fäkalien entdeckt zu haben, dies ganz sicher auf einer Verwechslung mit auskristallisierten Urinsalzen beruhen muss — — —“

„Du bist ein Satanskerl!“ murmelte Haar-

löv; er verstand kein Wort.

„— — — indem der Topf zu meiner Zeit nichts anderes enthalten hat. Eine nochmalige Untersuchung wird, falls Sie der Sache fernerhin Ihr Interesse bewahren, was ja vom arznei- wissenschaftlichen Standpunkte verständlich wäre, Sie sicher davon überzeugen. Im übrigen bitte ich Sie, die Entfernung dieses leichten Inventars anzuordnen und mir dann die quittierte Kostenrechnung darüber zuzustellen.

Was das Vogelbauer anbelangt, so gestatte ich mir, Sie zu bitten, es zum freundlichen Andenken zu behalten.

Fjordby, den 19. Mai 1892.

Ergebnest

Christian Abel, Zigarrenhändler.“

Abel faltete den Brief zusammen und wandte sein Gesicht völlig dem Schiffer zu.

„Was sagst Du nun, Haarlöv?“ fragte er und sein Brustkasten dehnte sich.

„Ja“, sagte der Schiffer andächtig, während seine kleinen rotgeränderten Augen mit einem Ausdruck religiöser Begeisterung auf dem Tabakshändler ruhten: „Du bist gelehrt, Krischan Abel, aber wie zum Teufel bist Du's geworden?“

Abel ging zum Pult mit dem Briefe und verschwand unter der Klappe. Bald darauf tauchte er wieder auf.

„Siehst Du, Haarlöv“, begann er, und fuhr sich durch die Ebermähne, „ich habe mich ja nie mit der Hochschule oder solchem Schnickschnack abgegeben.“

„Nein!“ nickte Haarlöv.

„Na aber ich benutze den Verstand, den mir unser Herrgott gegeben hat.“

„Ja“, sagte Haarlöv, „das tust du!“

„Ja. Und nun kommt neulich der Maler hier herein, Du weisst schon, der oben bei Madame Bertelsen wohnt, und kauft sich Tabak. Und da zeige ich ihm die Briefe; er griest natürlich darüber, wie jeder vernünftige Mensch und dann sagt er: Was wollen Sie nun darauf antworten, Abel? Ja, sage ich, das weiss ich nicht, Herr Weiss, denn ich verstehe all die balbarischen Worte nicht. Da erklärt mir der Maler die Worte und amüsiert sich. Aber da sage ich zu ihm: Wollen Sie mir nicht ein Schreiben aufsetzen, Herr Weiss, womit ich dem Tierarzt um die Hörner wischen kann?“

„Na?“ fragte Haarlöv und spitzte die Ohren.

„Ha, er tut es wahrhaftigen Gott!“ fuhr Abel fort. „Und ich verspreche ihm, keinem Menschen was davon zu sagen!“

„Das ist ein Staatskerl“, sagte der Schiffer.

„Ja—a“, sagte Abel und schwenkte die Hand.

„Aber er hat ja auch weiter nichts anderes zu tun! Er geht hier ein bisschen und treibt sich

herum und sitzt und kritzelt oben im Park etwas auf — —“

„Ich habe ihn wohl gesehen!“ nickte der Schiffer wieder.

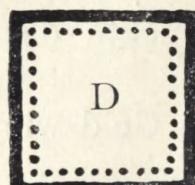
„Ja, und solche Leute verdienen ja Geld wie Dreck!“

„So, tun sie das“, sagte Haarlöv — „ja—a, einer muss es ja haben! — Na, aber, was sagte der Schinder?“ fragte er dann und lachte mit den Augenwinkeln.

„Der hat sein Maul gehalten!“ glückste Abel. „Und jetzt drückt er sich schnell in eine andere Strasse, wenn er mich sieht!“

„Ja, wir können sie regieren!“ nickte der Schiffer und rieb sich den Nacken. „Wir können sie, hös der Teufel, regieren, Krischan Abel!“

Ein fahrender Geselle



raussen sauste der Sturm über Felder und Wege und zerrte an Dächern und Bäumen. Aber drinnen in meinem Zimmer plauderte das Feuer im Ofen und machte den Raum gemütlich und warm.

Es klopfte an die Tür, und ich ging hin und öffnete.

Da stand ein altes Männchen, die Mütze in der Hand. Sein Haar war weiss, und auf Wangen und Kinn standen ihm die weissen Bartstoppeln wie Reif.

„Ein armer Handwerksbursche!“

Ich sah ihn von oben bis unten an. Er war nett, beinah adrett angezogen, in blauen Frieskleidern und ganzen Stiefeln. Und unter dem einen Arm trug er ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket.

„Es steht faul mit der Arbeit!“

„Kommen Sie herein in die Wärme!“

Und er kam herein und stellte sich an die Tür.

„Ich bin Maschinenbauer“, sagte er, „und es steht faul mit der Arbeit. Ja, das ist wahr, es steht faul.“

Ich nahm mein Portemonnaie aus der Tasche. Der Mann lächelte und neigte den Kopf zur

Seite. Seine Zähne waren grüngelb vor Alter.

„Gott segne Sie in Zeit und Ewigkeit!“

„Wo wohnen Sie?“

„Ich wohne oben in der Gesellenherberge,
ja, das ist wahr!“

„Können Sie nicht mehr arbeiten?“

„Doch! Das kann ich wahrhaftigen Gott!
Aber es steht faul mit der Arbeit, und da geht
man eben auf die Walze!“

„Wie alt sind Sie?“

„62 Jahre bin ich. Ja, bei Gott, ich bin
62 Jahre!“

Ich steckte ihm 25 Oere in die Hand. „O
Gott“, sagte er, „wie sind die Menschen doch
gut! Ja, das ist wahr! Hier an der Ecke be-
kam ich ein Paar alte Hosen und ein Paar
Strümpfe und hier geben Sie mir 25 Oere!
Der Herr segne und behüte Euch Alle mit ein-
ander!“

Der Sturm sauste draussen und bullerte
gegen die Fensterscheiben und klapperte gegen
die Dachrinne.

„Es ist windig heute“, sagte ich.

„Ja, aber das war wirklich gestern noch
schlimmer, sagte er. „Ja, das muss wahr sein!
Mir ist doch nie so bange gewesen wie gestern!
— Nein, sehen Sie mal an, wie schön Sie es
hier drin haben!“ fuhr er fort und sah sich
um. — „Und da!“ sagte er und deutete auf

Sindings „Zwei Menschen“, die auf meinem Tisch standen, „das ist ja ein richtiger kleiner Kerl! Darf ich ihn mal ansehen?“

„Bitte schön!“

„Nein, da sitzt er wirklich auf seinem kleinen Hintern! Ja, das ist wahr! Er zeigt wirklich alles miteinander, wie uns Gott geschaffen hat! Der Herr segne und behüte dich! — Nun wollen wir ihn uns von vorn besehen!“ fuhr er fort und stellte sich auf die andere Seite des Tisches.

„Nee, da hat er doch ein Schleierchen vorgebunden! Herrgott ja, ja, das ist wahr!“

„Sie sagten, es wäre Ihnen nie so bange gewesen, wie gestern?“ fragte ich.

„Ja, Gott erbarme sich, ja! Das war als wir von Stubbeköbing in einem Boot absegelten. Ich sass im Vordersteven, und die Wellen spritzten mir über den Kopf empor! Und ich sagte: Herr, hilf mir, sagte ich, wie Petrus auf dem See von Genezareth. — Aber ich muss mir wirklich den kleinen Hintern wieder ansehen, das süsse kleine Ding! Dass ein armer Handwerksbursche das Glück haben soll, so etwas zu sehen! Ja, das ist wahr! — — Aber es sind ja zwei!“ fuhr er fort und ging weiter vor. — Ist das andere auch ein Mann?“

„Nein, das ist ein Frauenzimmer.“

„Ja, sehen Sie mal an, ja! Ja, das kann man ja sehen! Sind das Adam und Eva?“

„Ja.“

„Herrgott ja! Und nun haben sie wohl gesündigt? Ach Gott, der Herr seh' in Gnaden auf uns alle miteinander! — — Ja, man kann ja sehen, dass es ein Frauenzimmer ist, so weich und klein wie sie ist! Und dann der kleine Bauch. Ja! der süsse kleine Bauch! Ja, das ist wahr! — — Na, aber nun muss ich wohl fort! Und ewig Dank für die 25 Oere!“

„Adieu“, sagte ich. „Nun will ich Ihnen helfen, das ist die Tür.“

„Und was Sie für eine Masse Bücher haben! Wer doch so klug wäre wie Sie!“

„Tja—a!“

„Ja, denn Sie haben Sie wohl alle im Kopf, die dort in der Ruine stehen.“

„Im Regal“, verbesserte ich.

„Ja! Regal! Ja, das ist wahr! — Na, Adieu, und der Herr segne Sie bis zu Ihrer letzten Stunde!“

„Adieu“, sagte ich und ergriff seine ausgestreckte Hand, die inwendig hart und kalt war, wie die Hand eines Orangutangs.

„Adieu, Adieu! Und Gott, der Herr bewahre Euch Alle miteinander!“ sagte er. Und plötzlich begann er zu deklamieren:

Jetzt will ich Lebe — wohl Euch sa — gen,
Ihr lieben Leute, gross und klein
Ich wünsch', dass wir zu allen Ta — gen

Im Geiste soll'n verbunden sein!
Und in des Lebens hartem Fechten
Zuletzt empfah'n die Siegeskron'
Und werden aufpostiert zur Rechten,
Steh'n wir dereinst vor Gottes Thron.

„Dank“, sagte ich und nickte. Ich hatte die ganze Zeit mit seiner Hand in der meinen gestanden und hatte nicht gewagt, sie loszulassen aus Furcht, dass ich dann um die Verse käme!

Als er fertig war, setzte er seine kleine blaue Mütze auf den Kopf und schritt ernsthaft zur Tür.

Ich öffnete sie vor ihm und verbeugte mich. Er lüftete die Mütze, indem er an mir vorüberging, und ich verneigte mich wieder und schloss langsam die Tür hinter ihm.

Der Kammerherr wird platzent

S

ie stand uralt, grau und krumm an den Giebel ihres Hauses gelehnt eines Tages Mitte Mai, als ich draussen auf der Strasse vorbeiging, auf dem Wege zum Walde begriffen, wo die Anemonen blühten und die Buchen ausschlugen.

Sie stand und stützte sich mit beiden Händen auf einen alten halb rindenlosen Haselstock und starrte mit ihren erloschenen Augen in die strahlende Sonne. Ihr Gesicht war voll Runzeln und Furchen und staubgrau in allen Falten. Das kurze graugrüne Haar stak in borstigen Zotteln unter der Haube hervor.

Und ihre klauenähnlichen Finger krümmten sich krampfhaft um den Griff des Stockes.

„Guten Tag“, sagte sie.

„Guten Tag, Maren.“

„Jetzt haben wir Sonnenschein bekommen“, sagte sie.

„Ja“, sagte ich.

„Kommen Sie näher heran, ich kann nicht recht erkennen, wer Sie sind.“

Ich überquerte die Landstrasse und blieb vor ihr stehen, mitten zwischen den beiden grossköpfigen Weidenbäumen, die ihre tausend-

fingerigen Zweige zum blauen Himmel emporstreckten und um Sommer baten, um richtigen Sommer, mit Regen und Sonne und Gewitter, und dann wieder mehr Sonne.

„Na, ich dachte doch gleich, dass Sie es wären“, nickte die Alte. „Ich habe Sie im Winter hier vom Bett aus vorbeigehen sehen. Ich habe den ganzen Winter gelegen, das tue ich jeden Winter. Aber dann habe ich heute gespürt, dass die Sonne so warm schien, und da bin ich herausgekrochen. Ich muss ja jetzt auch selbst auf meine Schafe aufpassen“, fügte sie wütend hinzu.

Und sie schwenkte den Stock in der Richtung des Brachfeldes, wo ein paar zusammengekoppelte Schafe gingen und weideten nach dem Rezept: Suchet, so werdet ihr finden.

„Sie ist ja gestern abgegangen, das Schwein“, fuhr Maren in demselben Ton fort, „da muss ich ja nun alles allein machen.“

„So, sie ist abgegangen?“ fragte ich und ahnte nicht, von wem die Rede wäre.

„Ja, gewiss ist sie weg. Oh, ich bin froh darüber, denn sie war die ärgste dreckigste Sau, so lange die Welt steht! — Er, der Kammerherr, wie sie ihn nennen, hat mir ja eine Frau zur Hilfe im Hause zu stellen, aber er besorgt mir immer das ärgste Rackergesindel, nur um mir das bisschen Leben abzuquälen, das noch in

mir steckt. Sie stahl, ja, das Luder, sie stahl auch! Sie sollte mir doch die Marie melken, sehen Sie, denn ich kann doch den Rücken nicht mehr krümmen; und da hatte sie eine Dreiliterflasche auf dem Leibe unter dem Hemde, und die füllte sie und trichterte die Milch den Rangen ein, denn der Mann hatte im Winter ja keinen Verdienst!“

„Sie war also verheiratet?“

„Ih Gott bewahre, sie war nicht verheiratet! Nein! Die liegen bloss so und paddeln zusammen! — Nein, er durfte sich ja nicht verheiraten, sehen Sie, denn er hatte doch Armenunterstützung bekommen damals als seine erste Frau starb.“

„Wollen sie sich denn heiraten?“

„Wollen? Ja, das wollen sie wahrhaftig gerne! Aber wenn das doch nun gesetzwidrig ist? Er muss doch erst die Unterstützung zurückzahlen; aber wie zum Teufel soll er das denn machen, wenn sie jedes Jahr eine Range liefern?“

„Nää, das ist wahr! Aber dann nimmt doch die Geschichte nie ein Ende!“

„Ende? Nää, die enden bei Gott direkt in der Hölle, wenn es nach Recht und Gesetz geht. Aber das ist ja auch lange gut genug für die! — Wollen Sie nicht mit hereinkommen und all den Dreck und Mist sehen, den sie mir

liegen gelassen hat?“

„Ja—a, danke“, sagte ich., „das könnte ja ganz spassig sein.“

Und nun gingen wir hinein durch eine baufällige Haustür, deren Flügel durchlöchert und von Staub, Wetter und Wind angeschmutzt in ihren Angeln hingen.

Fast der ganze Hofraum wurde von einem stinkenden Misthaufen ausgefüllt. Von den Scheunen hatte sich der Kalkputz abgeschält, und der Ton und die Pfosten grienten hervor, die Strohdächer hingen in Fetzen herunter.

„Das ist ja ein gehöriger Misthaufen, den Sie da haben, Maren“, sagte ich.

„Ja, aber er ist auch drei Jahre lang nicht abgefahren worden.

„Drei Jahre lang?“

„Ja, Donnerwetter, ja! Ich kann doch den Mist nicht herausschleppen“, sagte die Alte immer in der gleichen Wut. „Und die, die es sollen, die tun es nicht!“

„Ist denn das nicht Ihr eigener Grundbesitz?“

„Ja gewiss, so lange ich lebe! — Kommen Sie mit herein, dann will ich Ihnen das Dokument zeigen.“

Der mit Steinen gepflasterte Vorraum hatte rechts und links je eine Tür.

„Da hat sie drin gewohnt“, sagte Maren.
„Kommen Sie, sehen Sie einmal, wie sie mir

hat alles stehen und liegen lassen, die Mist-sau!“

Wir durchschritten die Tür links.

Da waren zwei Stuben mit Fussböden aus gestampftem Lehm, zugenagelten Fenstern und einer Balkendecke, die einem fast auf den Kopf hing.

„Sehen Sie! Sehen Sie bloss!“ ereiferte sich die Frau und deutete mit dem Stock auf die Strohhalme, Federn und dreckigen Lumpen, die auf den Fussböden umhergestreut waren. — „Das Schwein!“ sagte sie und stiess den Stock auf den Fussboden auf. „Ach, sehen Sie bloss den Kessel“, fuhr sie in Extase fort und hob den Deckel eines grossen eingemauerten Kessels in die Höhe, der in der Ecke am offenen Schornstein stand. „Haben Sie, so lange die Welt steht, was Aergeres gesehen? Aber sie hat auch alles Mögliche, Dreck und Suppe, drin gekocht! Sie müsste wahrhaftig verurteilt werden, ihn reine zu lecken!“

Drüben bei Maren auf der anderen Seite des Flures waren ebenfalls zwei Stuben.

Ich hatte ja den kräftigen Aeusserungen der Frau zufolge erwarten müssen, es drüben rein und frisch gescheuert zu finden, wie bei einer holländischen Bauersfrau. Aber als sie die Tür öffnete, musste ich in aller Eile nach meinem Taschentuch greifen und es mir vor die Nase

halten, um nicht zu ersticken von dem unbeschreiblichen Gestank, der mir aus dem geschlossenen Raum entgegendorang.

„Bitte setzen Sie sich!“

Ich setzte mich auf einen Holzstuhl gegenüber dem Bett, dessen gelbgraues Laken und schmierige, fleckige Bettstücken holterdipolter durcheinander lagen.

Unter den Fenstern stand ein gestrichener Holztisch. Und in der einen Ecke befand sich ein niedriger/dickbäuchiger Kachelofen mit Kochöffnung. An den getünchten Wänden hingen Photographieen unter Glas, sowie ein grosser, einem illustrierten Blatt entnommener Holzschnitt: Gambettas Begräbnis.

„Können Sie den weissen Fleck da auf dem Fussboden sehen?“ fragte Maren.

Ich wandte den Kopf und sah so etwas wie Kalk oder Schlagsahne in der Ecke hinter dem Tisch liegen.

„Ja“, sagte ich. „Was ist das?“

„Das ist mein Zwerchfellwasser.“

„Wa—as?“

„Ja, denn ich kriege manches mal so einen scheusslichen Druck auf der Brust, und dann nehme ich was von dieser Flasche hier. Und dann läuft das Wasser wie aus einem Spundloch aus mir heraus. Aber das lindert. Das hat mir der Doktor aufgeschrieben. Denn ich will

und will nicht sterben!“

„Wie alt sind Sie eigentlich, Maren?“

„Ich bin gerade zweiundachtzig am siebzehnten Juli. Und nun bin ich fünfunddreissig Jahre Witwe gewesen. Mein Mann und ich hatten weiter nichts als fünf Taler bei unserer Hochzeit. Er war Weber und ich ging auf Arbeit. Und da kauften wir die Baustelle hier für elfhundert Taler. Das heisst, es stand kein Haus auf dem Flecken, verstehen Sie, das bauten wir selbst. Die Materialien bekamen wir draussen in der Stadt, und so bauten wir. Und wir hatten den ganzen Krempel bis auf hundert Taler abbezahlt, als der Mann starb.“

„Aber wo bekamen Sie nur all das Geld her?“

„Geld?“ — wiederholte Maren. „Wir webten, der Teufel soll mich sonst holen, natürlich Tag und Nacht! Aber sehen Sie, dann starb er doch, und da machten sie zuguterletzt meinen Sohn so dumm, dass er die Stelle hier an den Kammerherrn verkauft, wie man ihn nennt, denn er war damals bloss Jägermeister! Und nun eines schönen Tages liegt draussen auf dem Mist ein toter Hase, der in der Schonzeit geschossen worden war. Und sie bringen mich soweit, dass ich damit in die Stadt aufs Gericht gehe, denn man darf doch nicht schiessen, wenn man nicht darf! Und der Herr Amtsrichter sagt so zu mir: Ich finde, sie sieht so

verzagt aus, Mutterchen, was ist denn los? Und ich erzähle ihm ja nun, wie es gekommen ist, dass mein Sohn die Baustelle dem Kammerherrn verkauft hat. „Ich bewahre, das darf er nicht“, sagt der Amtsrichter zu mir, „und wenn Sie wollen, Mutterchen, will ich dafür sorgen, dass der Kammerherr ein paar tausend Taler Geldstrafe zahlt, weil er mit einem Unmündigen unterhandelt hat.“ „Nein, sage ich zum Amtsrichter, das will ich doch nicht.“ „Und warum nicht?“ sagt er nun zu mir. „Nää, sage ich zu ihm, „denn mein Haus liegt ja hart am Walde, und ich möchte doch so gerne ein bisschen Brennholz einsammeln dürfen.“ — Nun komme ich oben zum Kammerherrn; und der Verwalter will haben, dass ich den Kaufbrief unterschreibe. „Nein, das tue ich nicht,“ sage ich, „ich stelle meine Bedingungen.“ „Woher ist Sie so klug geworden?“ fragt er. „Wer mir einen guten Rat gibt, dem schlage ich nicht aufs Maul, sage ich! und ich unterschreibe den Kaufbrief nicht so. Ich habe meine Bedingungen.“ Und dann kommt der Kammerherr. „Na,“ sagt er und schwenkt die Hand, „da wäre ja der Kaufbrief, Mutterchen!“ „Ja, den unterschreibe ich noch nicht. Ich habe meine Bedingungen! Herr Kammerherr!“ „Bedingungen?“ sagt er. „Sie ist ja höllisch schlau geworden! Wer hat ihr denn das beigebracht? Ja, das hat

nichts mit der Sache zu tun, sage ich, und wer mir einen guten Rat gibt, dem schlage ich nicht aufs Maul. Herr Kammerherr," sage ich. „Na, was sind denn das für Bedingungen," sagt er, „denn den Fleck Erde will ich haben, der liegt mitten in meinen Ländereien, Mutterchen! Ja—a, Herr Kammerherr — oder damals war er ja nur Jägermeister — ich will bis zu meiner letzten Stunde in dem Hause sitzen . . . Aber nun sollen Sie selbst das Dokument sehen!“

Und die Alte stand vom Bettrande auf, wo sie gesessen und ihre Rede gehalten hatte, wackelte in das vorderste Zimmer und zog aus dem obersten Schubfach einer rotbunten Truhe ein vergilbtes viermal zusammengelegtes Papier hervor, das sie mir hinreichte.

Und ich las auf dem Papier, dass der Kammerherr sich verpflichtete, der Witwe Maren Hansen, genannt Weberin, so lange sie lebe, alljährlich zu liefern: Ein Liespfund Butter, zwei Liespfund Käse, zwei mittelgrosse Schinken usw. usw., sowie ihre Wäsche waschen zu lassen und dafür zu sorgen, dass das Haus aussen und innen in Stand gehalten würde, eine Frau „im anderen Ende“ einzuquartieren, die sie pflegen und ihre Arbeit übernehmen sollte. Und zum Schluss dafür zu sorgen, dass sie ihr ehrliches Begräbnis bekäme „wie es in der Gegend Schick und Brauch wäre“.

„Ja, das ist ja alles miteinander sehr honett“, sagte ich und gab das Dokument zurück.

„Ja—a“, seufzte Maren und blinzelte mit ihren matten Augen, „was da auf dem Papier steht, ist schon ganz reell, aber er hält eben gar nichts davon! Nun waren es Mittwoch vierzehn volle Tage her, dass die schwedische Sau abgegangen ist — denn schwedisch war sie auch noch, das Schwein! — mit den Rangen. Und ich habe einmal übers andere nach dem Gut geschickt, dass ich allein dasässen und Marie nicht melken könnte, infolge dessen, dass ich meinen Rücken nicht mehr krümmen könne. Aber schickt er mir wohl ein anderes Weib! Und die Wäsche habe ich selbst so viele geschlagene Jahre lang besorgen müssen! Was nützt es mir da, dass es auf dem Papier steht! Ich kann doch hier des Nachts liegen und in meinem Zwerchfellwasser umkommen, ohne dass ein Hahn danach kräht!“

„Ja aber, Ihr Sohn . . . kommt Ihr Sohn nicht und sieht nach Ihnen?“

„Och nee, er hat ja soviel Profit von mir gehabt, wie er haben konnte, nun sehe ich ihn nicht mehr! . . . Nein, die einzigen, die mich trösten, das sind eben die stummen Geschöpfe! . . . Wacker? Wacker?“ begann sie plötzlich mit zärtlicher Stimme zu rufen.

Und aus dem schmierigen Bettzeug kam ein

kleiner Hund herausgekrabbelt, nicht grösser als eine Ratte.

„Das ist mein Schatz“, nickte sie und streichelte das Tier, das ihr die schmutzigen krallenähnlichen Hände leckte. „Und dann habe ich ihm beigebracht“, fuhr sie fort, und zum ersten Male sah ich den schwachen Anschein eines Lächelns ihren Totenkopf erhellen „und dann habe ich ihm beigebracht, auf das Fensterbrett zu springen und den Kammerherrn anzukläffen, wenn er hier vorbeikommt! Hä, hä! Darüber platzt er ja! . . . Und dann habe ich ja auch Kamilla! . . . Kamilla!“

„Miau—au“, antwortete es in einiger Entfernung unter dem Kachelofen.

„Ja, so komm doch, Millachen, komm doch!“ lockte Maren, „dass Dich der fremde Herr sehen kann!“

Aber Milla sagte bloss noch einmal Miau und blieb wo sie war.

„Und kann er so an mir handeln, solange ich lebe“, nickte Maren weiter, „wer weiss, worauf er kommt, wenn ich tot bin.“

„Ihr Sohn?“ fragte ich.

„Ach, der Kammerherr!“ sagte sie wütend. „Der Sohn? Hä, den habe ich mir schon lange aus dem Kopf geschlagen! . . . Sie haben doch gesehen, es hat in dem Papier gestanden, dass ich mein ordentliches Begräbnis haben soll; aber

darum wird er mich schon betrügen!“

„Na — na . . .“

„Doch! Aber betrügt er mich, so will ich ihn, hol's der Teufel, auch betrügen!“ nickte sie, und es flimmerte in ihren verschleierten Augen wie ein Blitz hinter einer Wolke.

„Das ist recht“, sagte ich, „aber wie wollen Sie das anstellen, Maren?“

„Ja, das ist meine Sache!“ lachte sie böse. „Das ist meine Sache! . . . Ich will so lange leben, so lange, wie ich es nur irgendwie durchsetzen kann! Ich kaufe Zwerchfelltropfen für jeden Pfennig, den ich zusammenkratzen kann. Man ist sich doch selbst der Nächste!“

„Natürlich! Aber wie alt sind Sie eigentlich doch gleich?“

„Zweiundachtzig! Aber das ist kein Alter! Meine Mutter wurde siebenundneunzig und starb dreimal, ehe man sie wirklich umbringen konnte!“

„So—oo?“

„Ja, denn jedesmal, wenn man glaubte, dass sie tot wäre, stand sie auf und ass Weisskohlsuppe.“

„Das ist eine kräftige alte Dame gewesen“, sagte ich.

„Ja, wenn man auch alt ist, braucht man doch nicht gleich auf den Mist gefahren zu werden.“

„Nein, Gott behüte“, sagte ich und stand vom Stuhl auf. „Aber jetzt muss ich fort, Maren.“

„So . . . Wollen Sie nicht ein Stück Apfelkuchen fressen, das ich hier im Kasten habe?“ Sie begann den Tischkasten aufzuziehen.

„Nein, danke, danke! Ich habe eben gegessen!“

„Na, dann kann es ja liegen bis Sie das nächste Mal wieder kommen. . . . Denn Sie kommen doch wieder. Der Kammerherr wird platzten, dass Sie bei mir verkehren.“

„Ja, danke, ich werde schon kommen! . . . Na, Adieu, Maren!“

„Adieu, und Dank!“

„Gleichfalls, Maren.“

„Hören Sie mal, könnten Sie mir nicht einen Gefallen tun?“ fragte sie plötzlich und tastete nach meiner Hand, die sie eben losgelassen hatte.

„Gewiss“, sagte ich.

„Könnten Sie nicht Marie für mich melken?“

„Melken. . . . Nein, das kann ich nicht.“

„Ja, doch können Sie's! Ach, sie hat nun schon zwei Tage lang mit der Milch gestanden! . . . Können Sie's nicht versuchen, wie? Sie hat so scheusslich darunter zu leiden . . . Und ich kann doch den Rücken nicht beugen. . . .“

„Ja aber, ich habe noch nie gemolken . . .“

„O, Sie können's jedenfalls ebenso gut machen wie die schwedische Sau! Sie brauchen bloss so an den Zitzen mit den Fingern herauf und herunter zu fahren!“

„Enfin!“ sagte ich. „Gut, Maren, ich melke Marie!“

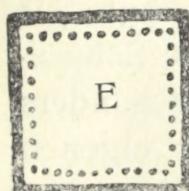
„Herr Jesus“, lächelte die Alte und ergötzte sich, „Herr Jesus, wie wird der Kammerherr platzen, dass so ein Feiner mir geholfen hat!“

Und sie wackelte seelenvergnügt hinaus und förderte einen Eimer und einen Melkschemel zu Tage; und ich ging in den Kuhstall hinüber und melkte Marie.

Maren stand neben mir, auf ihre Stöcke gestützt. Es glückste in ihr vor Lachen tief aus dem Magen herauf, während sie in einem fort murmelte:

„Ach, Herr Jesus, das sollte der Kammerherr sehen! Ach, Herr Jesus, das sollte der Kammerherr sehen! Der würde platzen! der würde platzen!“

Eine Hühnergeschichte



s war einmal ein Hühnerhof, wo die Hähne mit Kamm und Sporen und anderem männlichen Schmuck umherstolzierten und ihre Hühner ohne Unterschied treulich liebten, wie es Hähne sollen. Fanden sie auf ihrem Weg einige leckere Körner, assen sie sich natürlich zuerst selber satt, denn sie hatten ja die Arbeit und Mühe damit gehabt. Blieb jedoch noch etwas davon übrig, krähten sie nach ihren Frauen und Kindern und sagten: „Seht, das haben wir für Euch gefunden!“ Und die Hühner kamen von allen Seiten herbeigelaufen, füllten sich den Kropf, gackerten, putzten ihr Gefieder, taten sich gütlich, waren missgünstig, hackten einander, schrieen und flatterten, wie es Hühner von altersher bis heute getan haben. Aber sie pflegten ihre Nester, legten Eier, brüteten ihre Küchlein aus und fühlten sich verhältnismässig glücklich, indem sie das alte Naturgesetz anerkannten: Der Hahn ist das Haupt der Familie! So war es einmal. — —

Muhme Meyer hiess eine ältere, perlgraue Henne, von etwas cholerischem Temperament. Schon lange hatte sie sich infolge ihres zunehmenden Alters auf dem Hühnerhofe über-

flüssig gefühlt, und deshalb wuchs ihr die Galle. Und wenn sie sah, wie sich eine junge heiss-blütige Henne einem Hahn hingab, sagte sie wohl nicht gerade heraus, dass dies eine Schweinerei wäre, denn sie entsann sich — besonders im Frühling — noch zuweilen ihrer eigenen Jugend, aber sie gackerte halblaut darüber, dass die Hühner ihre Würde zu bewahren hätten und sich absolut nicht darein ergeben dürften, von den Hähnen nach Gutedünken behandelt zu werden.

„Denn“, sagte sie, den Schnabel lotrecht aufrichtend, „im Grunde besteht zwischen Hahn und Henne nur ein unbedeutender Unterschied, der wesentlich in Aeusserlichkeiten liegt; in Kamm, Sporn und — und so weiter!“

So redete sie, und mehrere gleichaltrige Hennen begannen ihren Worten zu lauschen.

Da wurde sie von heiligem Eifer erfasst. Erst machte sie mit besonders entgegenkommen- den Hennen einsame Spaziergänge draussen auf dem Brachfelde hinter der Remise. Dann hielt sie geschlossene Séancen in der Scheune und im Kuhstall, und endlich berief sie öffentliche Versammlungen ein unter dem Hollunderbusch und auf dem Rasenplatz in der Mitte des Hofes. Und sie machte kein Hehl mehr daraus, dass sie den Hähnen zu Leibe rücken wollte.

Es war so lieblich, die Aufmerksamkeit ihrer

Zuhörerinnen zu beobachten, wie sie ihre kleinen Köpfchen melodisch seitwärts drehten, nachdenklich aussahen, und wie entzückt sie mit den Flügeln schlügen, so oft sie etwas besonders Wichtiges über das andere Geschlecht äusserte.

„Was sind die Hähne“, sagte sie, höhnisch den Schnabel verziehend, „dass sie sich einbilden, die Herren der Schöpfung zu sein? Was haben sie im Grunde vor uns voraus?“

„Ja — sie brauchen weder Eier zu legen, noch zu brüten!“ piepte eine magere, zerzauste, schwarze Henne mit fünfzehn Küchlein.

„Brüten!“ schrie Muhme Meyer, „Brüten!“ (Und ihre Federn sträubten sich, wie die Borsten eines beleidigten Stachelschweines.) „Brüten! Immer schiebt man uns das Brüten in den Schnabel! Gerade das ist etwas, worüber wir ganz allein zu bestimmen haben!“

„Ja“, gackerte das Auditorium, „darüber haben wir ganz allein zu bestimmen!“ Und der Geist des Aufruhrs breitete sich immer mehr im Hühnerhof aus.

Muhme Meyers Popularität wuchs bis zur Heiligsprechung, als sich das Gerücht zu bewahrheiten schien, dass sie kein Ei mehr legte. Denn dass sie seit langem keinen Umgang mit Hähnen pflegte, konnte statt mangelnder Fruchtbarkeit ebenso gut ein Uebermass an Willensstärke sein.

Sie wurde hochmütig von all dem Weihrauch. Und wenn sie auf dem Gitter des Düngerhaufens oder auf der Kante des Schweinekobens stand und ihre Brandreden hielt, lag eine solche Energie in ihrem Vortrag und ein solches Feuer in ihren Augen, dass ihr ganzes Wesen wie in Glut getaucht schien.

Das Seltsame dabei war, dass sie oft im besten Gackern plötzlich sonderbar unruhig werden konnte, ganz komisch mit den Füßen zu trippeln und nervös mit den Augen zu blinzeln begann, sich verneigte und verschwand. Ob hinauf in den Heuboden oder hinaus in den Garten, wusste man nicht, denn sie gestattete niemand, ihr zu folgen. Nach etwa zehn Minuten kam sie ruhig und gefasst wieder zurück und setzte ihren Vortrag fort. Ihre frömmsten Anhängerinnen tuschelten geheimnisvoll darüber, dass sie sich vermutlich in ihrem stillen Kämmerlein mit Gebet und Busse stärke.

Und der Mut in der Schar der Empörerinnen stieg immer höher. Man gründete eine Zeitung mit dem Titel: „Was wir Hühner wollen“ und stiftete einen „Hennenfortschrittsverein“. Unter ungeheurem Gegacker wurde Muhme Perlgrau zur Obmännin der „Vereinsleitung“ erwählt (ein Wort, welches man selbst erfand und als unermessliche Bereicherung der Muttersprache betrachtete), während man einen alten,

rotgelben Hahn, der ausser jeder Frage kam und der an Gicht und Verdauungsbeschwerden litt, zum Dirigenten und Vizeobmann erkör.

Der Mut schwoll jetzt bis zum Uebermut an. Ja einigemale, wenn die jüngeren Hähne abends auf ihre Stange geflogen waren, geschah es sogar, dass Muhme Meyer an der Spitze der „Vereinsleitung“ (alles Hennen mit Schnabel und Klauen) mit Hohn- und Schmähworten auf sie eindrang, so dass die Hähne, die teils kein so gewandtes Schnabelwerk besassen, teils vor Lachen zu jeder Gegenwehr unfähig waren, ihre Stange verlassen und die Nacht unter dem Stroh in der Ecke zusammen mit all den jungen, heissblütigen Hühnchen zubringen mussten. Nun, dort erging es ihnen übrigens nicht schlecht.

Der grosse Tag, dem beide Parteien mit ungeheuerer Spannung entgegengesehen, nahte heran.

Der „Hennenfortschrittsverein“ hatte eine Massenversammlung einberufen mit dem Motto: „Auf mit Flügelschlag!“

Mitten im Hof stand ein leerer Heuwagen, dessen Sitzbrett über die Hinterräder gelegt war. Das sollte zur Rednertribüne dienen. Die „Vereinsleitung“ sollte unten auf dem Boden des Wagens plaziert werden, die Redner und Obmännin auf dem Sitzbrett, während der Dirigent,

um die Menge im Auge behalten zu können, auf dem linken Hinterrad stand. Die Zuhörer schar-ten sich auf dem Rasen inmitten des Hofes. Die Versammlung war für punkt 3 Uhr an-beraumt.

Schon um 2 Uhr begann das Publikum zu-zuströmen. Es waren die Mitglieder des Ver-eines und Muhme Meyers eifrigste Anhänger. Sie stellten sich in die vordersten Reihen. Dann kamen die etwas farblosen Seelen, Hühner, die sich weder zu dieser, noch zur anderen Seite bekannten. Ganz zuletzt standen die jungen Hähne mit ihren kleinen heissblütigen Dämmchen, die ihre Federn putzten und gackernd nach rechts und links knicksten.

Präzise 3 Uhr erschien die Obmännin an der Spitze der Vereinsleitung. Die Prozession be-wegte sich, an der Menge vorüber, hin bis zur Wagenstange, wo sie von dem Dirigenten emp-fangen wurde, der Kratzfüsse machte, so gut er es vermochte. Darauf stieg man die Stange ent-lang und nahm unter dem unaufhörlichen Ge-gacker der Versammlung seine Plätze ein.

Es kostete einige Mühe, den Dirigenten auf sein Rad zu bringen, da er absolut auf einem Beine stehen wollte, aber nicht die Kraft da-zu besass. Schon ertönten Zurufe und Geläch-ter aus den hintersten Reihen, bis der alte Herr auf dringliches Zureden der Vereinsleitung sich

darein fand, auf zwei Beinen zu dirigieren.

Muhme Meyer in ihrer doppelten Eigenschaft als Obmännin und erste Rednerin stand allein auf dem Sitzbrett.

Massloses Gegacker seitens der Vereinsmitglieder begrüsste sie und übertönte ein vereinzeltes Pfeifen. Und nachdem der Dirigent vermöge eines dreifachen energischen Kikeriki! die Ruhe hergestellt hatte, begann sie:

„Meine Hennen und Hähne!

Als ich vor einem Jahre meine Agitation in der Hennenfrage begann, wurde ich mit Kopfschütteln und Hohngegacker begrüßt, nicht allein von dem sogenannten stärkeren Geschlecht, sondern auch von der Mehrzahl in meinem eigenen Lager.

Allein ich verlor nicht den Mut!

Sie entsinnen sich doch alle, was Stuart Mill in seinem weltberühmten Werke „Die Hörigkeit der Henne“ sagte? Sobald nur eine einzige energische Henne aufsteht, sagte er, mit Mark im Schnabel, und die Fahne der Freiheit hoch genug erhebt, werden ihr bald tausende zum Kampf und Sieg folgen!

Und es geschah, was dieser gewaltige Hahn voraussah: aus einem kleinen Häuflein Missvergnügter sind wir zu einer Macht in der Gesellschaft angewachsen, zu einem Staat im Staate, einem Heere der Freiheit, das sich über

alle Lande ausbreitet! (Jubelrufe der Vereinsleitung samt Anhang!)

Und wofür kämpfen wir, meine Hühner?

Wir kämpfen, um dieses unerträgliche Joch abzuschütteln, das die übermüdigen Hähne seit Jahrtausenden auf unseren Nacken gelegt haben. Aber wir wollen ihre Superiorität nicht länger anerkennen! (Nein, nein!) Denn nur vermöge einer ziemlich dubitativen (bei diesen zwei Fremdworten himmelte die Vereinsleitung vor Entzücken), sehr dubitativen, sage ich, Ueberlegenheit in physischer Hinsicht haben sie uns bis jetzt darniedergehalten. Schuster bleib' bei deinem Leisten, ist ein Wort, das sie vorzugsweise anwenden, wenn es sich um uns handelt, und infolge dieses Sprichwortes haben sie stets unser Tun und Lassen auf das Nest zu beschränken gesucht, auf das Eierlegen und die Erziehung der Küchlein. Dass sie uns gestatten, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Balletteusen zu werden, hebe ich nur als Anklage gegen sie hervor, denn diese Freiheit ist nur von ihren Sinnen diktiert. Sie betrachten uns nur als Spielzeug! Aber wir wollen diese Tyrannie nicht länger dulden! (Nein, nein! Nieder mit den Hähnen!) Denn welche körperlichen und geistigen Vorzüge besitzt dieses eingebildete Vieh eigentlich vor uns?“ (Hier begann der Dirigent auf das Heftigste zu krähen, er müsse die ge-

ehrte Rednerin bitten, sich zu mässigen. Er selbst gehöre zum anderen Geschlecht und könne die Bezeichnung „Vieh“ keineswegs auf sich sitzen lassen. Das sei kein parlamentarischer Ausdruck! — Der Rednerin errötet der Kamm, und ihre Stimme zitterte, als sie spitzig fortfuhr: „Es war durchaus nicht meine Absicht, den verehrten Herrn Dirigenten zu beleidigen, und ich bitte ihn deshalb um Verzeihung! Zugleich will ich das Wort modifizieren und in Federvieh umändern! (Wahnsinniger Beifall seitens der Gesinnungsgenossinnen. Hurra! Bravo! Muhme Meyer ist witzig! Gluckluck, gluck, gluck! Vom Dirigenten: Ruhe!) Also frage ich wieder: Welche Vorzüge, geistige oder körperliche, besitzt dieses Federvieh vor uns? Es existiert nur ein kleiner Unterschied; Kamm und Sporen sind nur Geschlechtsmerkmale zweiten Ranges, ebenso wie Horn und anderer Stirnschmuck. (Unruhe unter den Hähnen.) Das Dogma von der Minderwertigkeit der Hennen ist eine Trivialität geworden! Es soll freilich in einigen kleinen Hirnwindungen, in einem überzähligen Halswirbel, sowie in der schwächeren Körperkonstitution, bedingt durch Eierlegen, Brüten usw., bestehen. Aber, meine verehrten Anwesenden, das Eierlegen, Brüten etc. etc. bleibt doch schliesslich unserer Bestimmung überlassen! Ich habe seit meiner Vereinstätig-

keit auch nicht ein einziges Ei gelegt! (Hurra! Muhme Meyer hoch! Der Teufel glaube es! Heimlich geboren!) Ist hier jemand, der meine Worte bezweifelt (Ja, ja! Nei — — n! Ja — a!) oder das Gegenteil beweisen kann, den bitte ich vorzutreten!“

Einen Augenblick wurde alles still. Man steckte die Köpfe zusammen und flüsterte. Die Vereinsleitung und die Mitglieder sahen sich triumphierend nach allen Seiten um und gackerten siegesgewiss.

Da ertönte plötzlich eine Stimme aus der hintersten Reihe: „Fräulein Weiss bittet ums Wort! Fräulein Weiss hat etwas zu sagen! Fräulein Weiss soll vortreten!“

Die Reihen öffneten sich und eine kleine weisse Henne mit Schopf und strohgelben Schwanzfedern trippelte heran. Sie blickte schüchtern zu Boden und hielt die Flügel eng an den Körper gedrückt.

„Ich wollte nur sagen“, begann sie und errötete bis zur obersten Zacke ihres Kammes, „dass ich heute früh — —“

„Hinauf mit ihr! Wir verstehen sie nicht! Hinauf zur Rednertribüne!“ schrie die Menge.

Der Dirigent krähte: „Darf ich das Fräulein bitten, sich herauf zu bemühen.“

Das kleine Fräulein balanzierte über die Wagenstange an der gesamten Vereinsleitung

vorbei, die ihr gehässige Blicke zuwarf.

„Ich wollte nur“, begann sie, als sie auf der Kante des Wagenbodens stand, „ich wollte nur — —“

„Höher hinauf“, schrie die Versammlung, „neben Muhme Meyer!“

Aber die kleine Hexe von einer Henne legte bescheiden das Köpfchen auf die Schulter und drückte die Flügel noch fester an den Körper:

„So hoch kann ich nicht fliegen“, sagte sie mit feinem Lächeln.

„Bravo! Bravo!“ schrie die Opposition.

„Zur Sache! Zur Sache!“ gackerten die Vereinshennen, und Muhme Meyer warf der jungen Dame ihren giftigsten Blick zu.

Und zum drittenmale begann Fräulein Weiss:

„Ich wollte nur erzählen, als ich heute morgens mit meinem Verlobten (Lächeln und Gratulation!) im Garten spazieren ging, sahen wir Muhme Meyer plötzlich aus dem Gebüsch kommen. Natürlich waren wir sehr erschrocken, dass sie uns gesehen hatte, und versteckten uns hinter dem Huflattich am Graben. Und da standen wir und lugten, denn wir waren natürlich sehr neugierig. (Natürlich, Fräulein!) Und da sahen wir, dass sie sich vorsichtig umsah, und als sie keine Hühner in der Nähe sah, machte sie einige Zeichen mit dem Schnabel in ihr Nest, und dann — — und dann — —

(Mut, weiter, Fräuleinchen!) und dann kam ein älterer, rotgelber Hahn, der unserem geehrten Dirigenten auffallend glich, herbeigeschlichen. (Sehr gut! Hurra! Still! Weiter!) Und sie deckten das Loch zu, und jeder ging seines Weges nach dem Hof zurück. (Haha!) Ich war natürlich sehr neugierig (Natürlich! Das haben wir schon einmal gehört!), lief hin, kratzte die Halme von dem Loch und fand ein Nest mit zwei Dutzend Eiern darin! (Hurra! Kikeriki! Zwei Dutzend! Hoch Muhme Perlgrau, die Furchtbare! Das ist glänzend! Gluck, gluck! Es lebe der Dirigent! Nieder mit Muhme Meyer!)“

Es entstand ein fürchterlicher Tumult. Man rief und schrie, die Hähne krähten, die Hennen gackerten, und der Dirigent, dem es während der Enthüllung des Fräuleins endlich gegückt war, auf einem Bein zu stehen, um dem Gesindel zu imponieren, sank wieder auf beide zurück.

Muhme Meyer selbst war wieder von ihrem seltsamen Anfall ergriffen. Sie trippelte hin und her, schlug mit den Flügeln, verdrehte die Augen und erregte die tiefste Besorgnis unter ihren Anhängerinnen.

Plötzlich jedoch trat eine aus der Vereinsleitung auf das kleine Fräulein Weiss zu, die noch immer die Flügel dicht an den Körper presste.

„Sie haben keine Beweise!“ rief sie mit

blitzenden Augen und funkeln dem Kamm. „Sie haben keine Beweise! Es kann eine andere Henne gewesen sein! Sie können sich geirrt haben!“

Da hob Fräulein Weiss wie beschwörend ihre Flügel gen Himmel; und unter ihnen, herab auf die Häupter der Versammlung flatterte ein Regen von perlgrauen und rotgelben Flaumfedern in süßer Vereinigung!

„Diese haben mein Bräutigam und ich aus dem Neste geholt“, sagte sie leise, „und die Eier waren gesprungen — es waren Küchlein in ihnen!“

Die Wirkung dieser Mitteilung war eine ungeheure.

Ein Siegesjubel und ein Klageschrei brauste über den Hof, denn die Federn stammten unverkennbar von Muhme Perlgrau's und des Dirigenten platonischen Brüsten.

Die Vereinsmitglieder standen stumm, mit hängendem Schnabel. Die Opposition jubelte. Der Dirigent war verschwunden.

Die arme alte Muhme Meyer lag ohnmächtig auf der Rednertribüne.

Und als man sie behutsam aufhob, um sie herabzutragen, fand man, dass sie in ihrer tiefen Seelenqual wieder ein Ei zur Welt gebracht hatte.

Diesmal war es aber ein Windei.

Gedruckt im Jahre 1907 bei Julius
Beltz, Hoflieferant, in Langensalza.

Gustav Wied, Tanzmäuse.

Die lustigste Karikatur, die jemals von einer Stadt gezeichnet worden, ist wohl Gustav Wieds „Tanzmäuse“. Ein Satyr-Roman. Mit handkolorierter Umschlagszeichnung von Lucian Bernhard. Preis 4 Mark (Apel Juncker Verlag in Stuttgart und Berlin W. 15). Eine Reihe Momentphotographien aus Absalonia, der Hauptstadt des Königreiches Rugmelien, „eines ackerbautreibenden, moralische und fruchtbaren Landes, bestehend aus 333 Inseln und einer Halbinsel“. Wied ist niemals Fecker gewesen, seine Rühnheit würde wohl hie und da Anstoß erregen, wenn nicht die Schilderungen von einer so übermütigen Laune getragen würden. Er nimmt die absalonianischen Stuben, eine nach der anderen, er inspiziert die Schlafkammern, er arrangiert eine ganze absalonische Ausstellung, wo wir mit allen Kreisen Bekanntschaft machen: von der Wohnung des Staatsrats Bankdirektor Klingemann in der Regentenstraße — die uns gezeigt wird, gerade als alles, was fein ist in Absalonia, sich bei einer märchenhaft schönen Silberhochzeit versammelt — bis zu dem Heim der Kleinbürger, der Arbeiter, der Demimonde. Wir wohnen der merkwürdigen Volksversammlung bei, in der der Kultusminister Maltus von Lauenburg von dem Sittlichkeitsapostel Bäckermeister Alexius Hammerschmidt angegriffen

wird, und wir nehmen an einer Ministerkonferenz teil, auf der eine Gruppe alternder Gentlemen, eine immer älter und ehrwürdiger als der andere, in bewunderungswürdig geschmeidiger Art dieselbe celebre Affaire behandeln, die ganz Absalonia in glücklichen Gemütsauffuhr versetzt hat. Wir erhalten einen kurzen und kräftigen Eindruck von der absalonianischen Presse; wir sind bei der Kircheneinweihung zugegen und werden einem absalonianischen Geistlichen präsentiert, der sein Schäfchen ins Trockene gebracht hat. Dann wird ein kleiner Einblick in die innere Maschinerie eines Streikes gegeben — vielleicht das beste aller Bilder in dem ganzen Buche: eine Tragikomödie der Freiheit, wo man erfährt, was sie unter sozialistischen Brüdern wert ist. Endlich sind, außer diesen Schilderungen mehr allgemeiner sozialer Natur, in der Uebersicht über das moderne Absalonia zwei kleine Eheromane eingeflochten, die beide sehr witzig sind: da ist Frau Adelheid Mürers Tour und Retour in ihrer Ehe Nr. 2, und da ist das Verhältnis des Dichters und Ehemannes Albert Halling zu Kunst und Wirklichkeit, so wie dieses von seinen zwei ehelichen Verhältnissen bestimmt wird. Als Inbegriff des absalonianischen Geistes erscheint Jörgen Mürer, von den Frauen angebetet und von den Männern gefürchtet, dessen Macht über alles Weibliche magisch ist — wohlgegründet in seiner unglaublichen Frechheit — und der bei den Herren Absalonianern

unerschütterlichen Respekt genießt, da er auf einer Schwäche des Herrn Mürer beruht, die zugleich seine Stärke ist, nämlich „der anerkennenswerten und höchst kultivierten Schwäche, nur die schwachen Seiten seiner Mitmenschen aufs Korn zu nehmen“. Im übrigen ist Herr Jörgen Mürer klein wie alle großen Männer, kleidet sich streng nach der letzten Mode und lebt teils von der Anfertigung lyrischer und epischer Gedichte, teils von der Absfassung vorurteilsloser Artikel in den Blättern der Rechten und Linken, und teils und vor allen Dingen von der Verzinsung einer nicht unbedeutenden Schuld an sechs bis sieben von Absalonias forschesten Diskontierern.

Kurz: Jörgen Mürer ist das Ideal und angestrebte Vorbild der absalonianischen Jugend.

„Aber sie erreicht ihn nicht: denn in einem kleinen Volk wird in jedem Jahrhundert nur ein wirklich großer Mann geboren.“

Ich will nicht bestreiten, daß Gustav Wied in seinem Porträt von Absalonia diesem oder jenem Absalonianer ein bisschen zu nahe getreten ist. Das empfindet man, auch wenn man keine so intime Kenntnis der Stadt hat, deren sich nur der glückliche Eingeborene rühmen kann. Aber Wieds Arbeit ist diesmal von ganz seltener Art gewesen. Es ist ihm gelungen, eine Karikatur von einer ganzen Stadt zu liefern; er hat ein Bild von der Physiognomie einer ganzen Stadt gegeben, so rücksichtslos und

beifend witzig, daß der Scherz, den die Kopenhagener mit ihren eigenen Schwächen zu treiben belieben, bleich und blaß und unschuldig wird gegen das tollkühne Satyrspiel, in dem Wied sämtliche absalonianischen Erscheinungen vereinigt. Er hat ganze Arbeit gemacht, er hat den Kopenhagenern gezeigt, wohin ihr eigener Scherz konsequent führt, er hat nichts und niemand geschont. Er hat das Lachen Karikiert, er hat selbst dem grinsenden Antlitz den Spiegel vorgehalten.

Aber gleichzeitig ist Wieds Karikatur keineswegs an Kopenhagens Rahmen gebunden. Sie hat eine weitreichende menschliche Adresse. Vlamentlich die beiden Eheromane enthalten, so ausgelassen sie in der Form sein mögen, geniale Beiträge zu der großen menschlichen Komödie, tiefe und bittere und traurige Wahrheiten. Es ist Weisheit der Götter in der Rede des Satyr. Über die Form des Wied'schen Buches läßt sich streiten, sowohl über die Art, in der es künstlerisch zusammengezimmert ist, wie über die Art, in der es sich gerade über die Neuigkeiten des Tages hermacht. Aber es läßt sich kaum streiten über den Wert seiner „menschlichen Dokumente“, — so fühl und so glücklich hat sogar Wied nur selten zugegriffen. Es ist kein Spaß, wenn er als Motto die Worte hinstellt: Ja, wir tanzen alle nach einem höheren Leierkasten, Ew. Excellence.

Hjalmar Christensen.
(Aus Christiania Tageblatt.)



